

BELLETRISTIK.

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Rahm.

Heroische Zeiten erzeugen heroische Charaktere und Taten. Sie zeitigen aber auch heroische Dulder, deren Namen nicht in den Blättern der Weltgeschichte für kommende Geschlechter bewahrt werden. Die Weltgeschichte ist ja auch nur eine Chronik der Taten; der Schicksale der Völker und der größten ihrer Männer und Frauen. Das Schicksal der einzelnen Menschen zu schildern, ist das weite Gebiet der poetischen Darstellung, deren Kunst nicht nur das neue Mitleiden, sondern auch das Mitleiden erstreben soll. Das Leben selber mit seiner oft so harten Wirklichkeit, seiner düsteren Gestaltungskraft, seinen Tragödien und Komödien ist der allerbeste Romanreiber. Und der beste Erzählungsstoff wird stets aus wirklichen Begebenheiten geschöpft.

Auch die vorliegende Erzählung ist die getreue Wiedergabe eines Frauenschicksals, zu dem der Verfasser kaum etwas hinzuzufügen nötig hatte. Die Heldin der Erzählung, die hier eine Heldin der Treue, der Liebe und der heroischen Entfagung ist, war die Großtante des Erzählers. Aus deren Mund und aus der Erinnerung der Reigen der Begebenheit — der Eltern und Großeltern des Verfassers — hat er die Geschichte so häufig gehört, daß ihre historische Treue kaum eine Lücke aufweist. Auch die übrigen in dieser Erzählung vorkommenden Personen haben so gelebt und gelehrt, wie hier geschildert wird; sogar bis auf die Ortsnamen ist die historische Treue gewahrt.

Als letzter stummer Zeuge aus jener Zeit, befindet sich heute noch im Pflaster des Erzählers ein kleines Bildchen. Es stellt die junge Gräfin von Wallbrunn — auch Wallbrunn genannt — dar und hat insofern eine besondere historische Bedeutung, als der Vater derselben auch die berühmte Heldin aus der französischen Revolutionszeit, Charlotte Corday, die einen der Schreckensmänner der Revolution, Jean Paul Marat, erschloß, vor ihrer Hinrichtung gemalt hat. Der noch sehr junge Vater, der sich in das unglückliche bildliche Mädchen, als das Charlotte Corday geschildert wurde, verliebt hatte, stammte aus Gau-Algesheim in Rheinhessen und wohnte damals bei seinem Onkel Adam Lux, der als Abgeordneter von Mainz sich in Paris aufhielt.

I.

Zu der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt, hatten noch viele Juden keinen eigentlichen Familiennamen. Sie setzten zu ihrem Namen meist noch den Namen ihres Geburts- oder Wohnortes hinzu und wurden zu diesem einfachen Verfahren auch noch dadurch bestimmt, daß ihre Glaubensgenossen ohnehin von jeher sich so unter sich kenntlich machten. So hieß, bevor die Grafen und Freiherren von Wallbrunn als Zeichen ihrer bevorstehenden Schuld ihrem Hofjungen (Hoffaktor), meinem Urgroßvater, den Namen „Girsch“ verliehen, dieser in der ganzen Gegend Löw Partenheim. In einem Pergamentdiplom mit vielfach verschönerter aber kalligraphisch meisterhafter Schrift war auch meinem Urgroßvater väterlicherseits, dem Hofjungen Nathan zu Ubenheim als „Privilegium de non appellando“ im Jahre 1779 von den Herren von Dahlheim und Sorgenloß gnädigst verstatet worden, den Namen „Rahn“ zu führen. Zugleich war mit diesem Privilegium dem Hoffaktor und seiner Familie auf ewige Zeiten das Recht verliehen worden, Grumbessig in „jeden beliebigen Form“ zu erwerben und zu besitzen. Trotz dieser Namensverleihung blieb es bei den Juden und Bauern in der Benennung beim Alten. Meine Vorfahren hießen auch weiterhin Löw Partenheim und Nathan Ubenheim und bis auf den heutigen Tag ist es auf dem Lande in den süddeutschen Staaten so geblieben, daß man die Männer nach ihrem Vornamen und Wohnortsdomicil und nur selten mit ihrem Familiennamen ruft. Rathen Weissenau, Moche Wombach, Leichen Bing, Mache Boppelsdorf und viele ähnliche Namen sind auch heute noch den Leuten geläufiger als die wirklichen Familiennamen. Löw Partenheim, der Hofjunge der Wallbrunn und Angelfeim, war viele Meilen im Umkreis wegen seiner hervorragenden Stellung bei dem Grafen wie wegen seines Reichtums und seiner an Verschwendung grenzenden Wohlthätigkeit wohl verehrt. Sein an Ansehen und Besitz in gleichem Maße stehender Freund Kron Ubenheim, Rahn, war ihm nur an Gehörlichkeit und Frömmigkeit überlegen. Doch besaß Löw Partenheim außer seinem Reichtum ein Kleinod, das bereinst die beiden so hoch angesehenen Männer noch näher zusammenbringen sollte, die älteste Tochter, die Bepp (Bertha), deren unvergleichliche Schönheit einen wahren Sagenkreis um sich wob. Die Juden der Umgebung pflegten zu sagen, seit Eifer, der Gemahlin des Kurfürstlichen Adoreros, und Eifer, der Gattin des Polentons Rahn, habe es kein so schönes Judenmädchen gegeben, wie Löw Partenheim's Bepp. Mein Großvater, dessen, Schwester sie war, geriet förmlich in Ekstase, wenn er auf sie zu sprechen kam. Sie war wie aus Marmor geschnitten, so schön, mit reinen Haaren und blauen Augen, und das Gesicht wie

Purpur auf Marmor gepinselt. Der Großvater, der sich gerne in poetischen Wendungen ausdrückte, meinte, das hohe Liebes habe ganz auf die Bepp gepaßt. Sie war zu schön und zu vollkommen für diese Erde. Kein Wunder, daß die Herrschaften im Schloß sie so liebten. Sie ist mit dem Schloßfräulein zusammen erzogen worden, und wenn diese beiden Mädchen durch's Dorf gingen, wurden sie immer von neuem bewundert.

Das oben erwähnte kleine Bildchen, welches die junge Gräfin vorstellte, wurde der Bepp zu ihrem Geburtstage von ihrer vornehmen Freundin geschenkt und verblieb seitdem in unserer Familie.

Nach der Schilderung meines Großvaters waren die Schloßherren zu Partenheim Geseleute in des Wortes vollster Bedeutung, jedenfalls — was damals bei Adligen selten war — von ihren Bauern mehr geehrt als gefürchtet. Wie fast in allen süddeutschen und am Rhein gelegenen Reichsgrafen- oder Freiherren-Meßbenzen, so herrschte auch in Partenheim, obwohl weitabgelegen, gleich weit von Mainz wie von Angelfeim und Bingen oder Kreuznach entfernt, ein wenn auch kleiner, so doch kostspieliger Hofhalt nach französischem Vorbild. Auch der leichtlebige Ton, zu dem Frankreich das Vorbild gab, war an diesen kleinen „Höfen“ Mode, wie man auch mit der Aufgeklärtheit, welche von den großen Fürstenthöfen in Preußen und Frankreich herüberleuchtete, stark kofettierte. Jedenfalls zeugte es von hoher Toleranz, die in der Gegenwart kaum zu finden sein dürfte, daß die Tochter des Hofjungen im Schloße fast wie die einzige eigene Tochter mit die're zusammen erzogen ward. Während Löw Partenheim respektvoll vor seinem Schloßherrn stand, um dessen Wünsche und Befehle entgegenzunehmen, ging seine Tochter Arm in Arm mit der jungen Schloßherrin im Garten spazieren und erhielt mit derselben französischen Unterricht bei der Gouvernante. Das Schicksal beider jungen Mädchen, der schönen Gräfin und der noch schöneren Jüdin, war fast das gleiche, beide starben sehr jung, die Gräfin im Wochenbett nach einer kurzen, wenig glücklichen, die Jüdin's Tochter nach sehr unglücklicher Ehe, zu Tode gekränkt und mißhandelt von dem unwürdigen Manne, den sie aus Liebe geheiratet hatte. Ihr fast lebensgroßes Bild ist noch in Besitz unserer Familie. Schon als Kind zog mich dasselbe durch seinen eigenartigen Reiz an. Dunkle, fastblendende Blauaugen folgten dem Beschauer überall hin, von welcher Seite er sie auch betrachtete. Die wunderbar geschwungenen Brauen stiegen mit den feingezogenen Lippen in wohlthuernder Harmonie und das sein ovale Kinn schloß das gauderhaft schöne Gesicht wie ein wohlthuernder Afford ab. Einzelne kleine Lödchen an der Schläfe verrieten das leicht bis kastanienbraune Haar, welches die mit der Nase eine gerade Linie bildende Stirn umwühlte.

Von dem Schloß war Anfang der sechziger Jahre noch ein Stück Garten, ein Meß Treittrepp und ein Teil eines Schloßflügels vorhanden. Dasselbe lag auf einer Anhöhe, von der man das ganze Dorf übersehen konnte. Das Schloß, eine Miniaturabbildung desjenigen von Versailles, war von prächtigen Gärten umgeben, in denen Statuen in Bosquets versteckt, Springbrunnen und ein kleiner Teich bis nahe an die langgestreckte Treittrepp heranreichten, das Ganze von jenem weichen, träumerischen Milieu überzogen, wie wir das auf Watteau'schen Gemälden sehen. So wenigstens stellte es ein kleines in Wasserfarben gemaltes Bild dar. Heute ist von der früheren Herrlichkeit keine Spur mehr vorhanden. Dekonomiegebäude und Bauernhäuser nehmen jetzt die Stelle ein, auf dem einst ein vornehmes Geschlecht residiert hatte. Eine Masse Altbilder, die auf dem weiträumigen Speicher unseres großförmlichen Hauses verstaubten und von Dienstmädchen zu Küchenschürzen geschnitten wurden, waren die letzten Zeugen der ehemaligen Schloßherrlichkeit. Eines dieser lebensgroßen Altbilder, das einen Hofmarschall Freiherrn von Pöllnitz darstellte, war eines Tages aus dem Hause der Großeltern verschwunden, ohne daß man darüber großes Aufsehen machte. Sämtliche Bilder waren während der Revolutionszeit vom Schloße nach dem Hause des Hoffaktors geschickt worden, um sie den Augen der Franzosen zu verbergen. Aus einem sehr einfachen Grunde sind sie nicht wieder ins Schloß zurückgewandert; die damaligen Herren von Wallbrunn übergaben, als sie vor der Ankunft der Franzosen ihren Herrschaftsitz verließen, die Bilder der Ohhut ihres Hoffaktors, Löw Partenheim, mit dem ausdrücklichen Befehl, dieselben so lange versteckt zu halten, bis die den deutschen Adligen verhassten Republikaner wieder aus dem Lande vertrieben seien. Anfangs 1800 kamen die Wallbrunn wieder zurück und schloßen sich, wie viele anderen Reichsadligen, Napoleon an. Bevor dann 1813 die Kosakenregimenter mit den verbündeten Heeren an den Rhein kamen, mußten die Bilder nochmals aus dem Schloß entfernt und nun vor den räuberischen Russen versteckt gehalten werden.

Dann starb der letzte Wallbrunn, und das Schloß stand viele Jahre leer. Auch die beiden Hoffaktoren starben wie ihre ehemaligen Herren und die vergessenen Bilder verstaubten auf dem Speicher, ohne daß jemand die geringste Notiz davon nahm.

Mit unserer Erzählung steht das Wallbrunn'sche Schloß insofern im Zusammenhang, als sich auf demselben der

letzte Akt jener tragischen Begebenheit vollzog, welche das Schicksal meiner Tante besiegelte. Ebenso wurde im Saale des Schlosses das Schicksal all der jungen Männer bestimmt, welche dort im März 1812 vor der französischen Restitutions-Kommission standen, nach selbigen Tages die Heimat verlassen und später mit gen Ausland ziehen mußten.

Bevor die Franzosen in das weitabgelegene Dorf kamen, lebten Bauern und Juden in sehr abhängigen, aber nicht gebückten Verhältnissen gegenüber den Schloßherren. Letztere reisten viel umher und überließen ihrem „Faktor“ die Verwaltung ihrer Güter. Im Schloße wohnten ein Franzose, als Tanz- und Zeremonienmeister, eine französische Erzieherin, ein Kandidat der Theologie als Lehrer, verschiedene weibliche und männliche Bedienstete, sogar ein Oberjäger, selbstverständlich auch ein Koch mit Gehilfen, eine Kofe für die Frau Gräfin und für das gnädige Fräulein, kurz Personal genug, um das mächtig weit ausgedehnte Gebäude in seinen zahlreichen Räumen zu füllen.

Meine Schwester Bepp, pflegte mein Großvater zu sagen, „war ein Mädchen, wie's keines mehr lobal gibt. Aber sie hat kein Glück mehr gehabt von der Stunde an, wo sie den elenden Menschen geheiratet hat, der hat sie gewaltsam umgebracht. In einer elenden Kammer, ohne Sandreich, ohne eine Menschenfelle um sich, ohne daß sie jemand gepflegt oder ihr einen Trunk Wasser gereicht hätte, starb Löw Partenheim's, des reichsten Mannes der Gegend, schöne Tochter, die mit einer Gräfin erzogen worden war. Daß der liebe Gott etwas nur zugeben kann! Da droben, die Stores (Herrschaften) — hier wies der Großvater mit der Hand nach dem Schloß, von dem damals das meiste aber schon verschwunden war — die haben zuletzt auch kein Glück mehr gehabt. Lieber Gott, was waren das für brave, vornehme Menschen! Der Letzte von ihnen, der noch im Schloße starb, liegt in der Kirche begraben. An der Gruft wurde der Regen zerbrochen und das Wappenschild umgekehrt über den Sarg gestellt als Zeichen, daß hier der Letzte seines Stammes schlief.“

Wenn, wie das auf den Dörfern auch heute noch der Fall ist, das Nachsteffen früh eingenommen war und der Großvater wie fast an jedem Abend in guter Stimmung war, dann liegen wir Entstellter, mein Vetter, die ältere Kusine und ich, uns vor der Haustür auf kleinen Schemeln dicht an des Großvaters Knieen nieder, während mein schönes junges Bäschen, das damals neun Sommer zählte, ich war zwölf Jahre alt, ihr Köpfchen in Großtantes Schoß legte, die auf dem Treppeneisen sich niederzusetzen pflegte. Lange bevor die Dämmerung eintrat, saßen wir bereits auf der Gasse. Tante Treine, wie wir gleich allen Dorfbewohnern die Ruhe riefen, hatte einen Strickstrumpf in ihren rutilanten Händen. Der Großvater, der aus einer langen Pfeife rauchte, hatte einen irdenen literhaltigen Becher zur Seite, der leichten Landwein enthielt und öfters im Keller gefüllt wurde. Dann wurde der Achtzigjährige gesprächig, und wir Kinder lauschten andächtig seinen Erzählungen, die stets dieselben Erinnerungen aus seiner Jugendzeit betrafen. Freilich waren diese so fesselnd, daß die Wiederholungen das Interesse nicht schwächen konnten. Er hatte oft den Wetteroberer Napoleon, zum Teil von seinen Generalen umgeben, von Angesicht zu Angesicht gesehen, ebenso die Marschälle Davoust, Moreau, Bismarck, Lefebvre und Ney, den König Hieronymus von Ansehen gekannt. Am lebhaftesten wurde der Großvater, wenn er von Napoleon sprach.

„Man soll nicht glauben“, begann er mitten in seinen Erzählungen, „wie der liebe Gott in so'n kleinen Mann so viel Macht und Kraft legen konnte! Weil wir die Fourage liefern mußten, konnte ich leicht durch die Wägen kommen, und da hab' ich einmal auf dem Schloßplatz in Mainz ganz nahe bei ihm gestanden. Unser Herzog und der Graf von Hessen-Homburg standen mit vielen Großen neben ihm. Er war an Gestalt der kleinste von allen, kaum mittelgroß. Eine lange, etwas krumme Nase und ein volles Gesicht hat er gehabt; dunkle ruhige Augen, und er sah blaß und gelb aus. Aber so klein und unansehnlich wie er da stand, war er doch der Größte von allen — ein Stück Gottheit. Da war mal Parade in Mainz und alles was keine hatte eilte auf den Schloßplatz. Die Leute schrien in einem fort: vive l'empereur! und der Jefe vom Joch, der neben mir stand, rief: vive l'empereur! Da stand der gewaltige Feldherr und nicht nur mit dem Kopf, aber sein Gesicht zuckte mit seiner Miene. Er war's eben gewöhnt, daß man vive l'empereur gerufen hatte. Dann hat er sein Gähnen befielen, das war auch nicht groß und ganz weiß. Die Wägen, die haben ihn gern gehabt, den kleinen Kaiser mit dem großen Genie. Ja, ihr lieben Kinder, da hat man die Allmacht Gottes bewundern müssen, der einen so unansehnlichen Menschen, wie der Napoleon war, so'n Gewalt gegeben hat, daß unzählige Tausende ihm nach den Augen gesehen haben. Fürsten, Grafen und Barone hat er schon garnicht einmal angesehen, die waren ihm nicht mehr wie arme Bauern, und Könige und Kurfürsten hat er fortgeschickt, wie man am heutigen Tage seinen Knecht mehr fortgeschickt.“

(Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

3) Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Rahm.

Nach dem Abendessen sang der Großvater einige Psalmen und nach dem Tischgebet, das ich laut herlesen mußte, gingen wir zu Tante Beile, bei welcher der Fremde zu Tisch geladen war. Schon von weitem strahlte uns der milde Schein der Sabbatlampe entgegen. Einige der kleinen Flämmchen waren bereits erloschen, die übrigen widerstrahlten in dem wie blankes Gold gleißenden Messing. Auf dem Tisch stand zwischen mehreren mit Kerzen besetzten Leuchtern ein Strauß mit Blumen. Auch dort war die Abendmahlzeit bereits vorüber, und der fremde Mann hatte sich in der Nähe des offenen Fensters niedergelassen. Kurze Zeit darauf erschien ein anderer Onkel mit seiner Frau und einigen Nachbarn. Nun wurde der „Kraach“ (Fremde) von allen Seiten gefragt, woher er komme, wo er wohne, ob er verheiratet sei, welches Handwerk oder Geschäft er erlernt habe und betreibe und tausend andere Dinge. Das Gespräch so mit jedem Fremden und, je nachdem er veranlagt, die Bewirtung nach seinen inneren Wünschen ausgefallen, oder selbstige Absichten ihn bestimmten, fielen seine Antworten in der Regel verschieden aus. Das Interesse Tante Treinles an dem Fremdling war sehr bald gesunken, wir gingen heim und ich mußte zu Bett gehen.

In den nächsten Tagen mochte es der guten Tante aufgefallen sein, daß wir, trotz des Sonnenlichts draußen häufiger und länger wie sonst auf dem Speicher blieben. Wir beschäftigten nun mit immer mehr schwindender Scheu die in dem Kleinschrank verborgenen Schätze. Da kamen wir eines Tages auf den Gedanken, die weißen Perlen aufzuheben. Es war ein eigenartiger, mir unvergeßlicher Anblick, wie die beiden Mädchen aus diesen gewaltigen Fuderperioden hervorblitzten. Auch ich hatte mir ein solches Ungeheuer aufgehebt; nun griffen die Frauen nach den Strohhüten und stülpten sie über den Haarschmuck, während ich mit dem Dreimalster einerschlieferte. Ob dieser Maske in hellem Jubel — wir spielten genau nach den fast täglichen Erzählungen aus dem Leben der ehemaligen Schloßbesitzer, Graf und Gräfin, machten gegenseitig tiefe Krüge und ich durfte den beiden jungen Damen die Hand küssen — überhörten wir die Schritte der Tante. Mäßig stand sie unter uns, schlug, wie von einem großen Schmerz gepackt, die Hände zusammen und begann laut zu schluchzen.

„Kinder, Kinder, warum tut Ihr mir armen, alten Frau das an?“ rief die Greisin. Ergriffen und ernüchtert standen wir da, und rührten uns nicht. Der Blick der Großtante blieb auf meiner jüngeren Kusine haften. Dann, langsam auf das Kind zugehend, schlang sie ihre Arme um dessen Hals und küßte es inbrünstig. „Du, du kleine, süße Bepp! Ganz wie die Bepp! ... Du mir das nicht wieder an, verflucht es mir, mein Kind!“

Inzwischen hatten meine ältere Kusine und ich uns soweit gefast, daß wir beifam und still uns der Moskele entledigten. Dann halfen wir der Tante die Gegenstände wieder einräumen. Da richtete sie sich hoch auf, deutete auf ein prächtiges mattgelbes Damastkleid, in welches Vergrünemündigirlanden eingestickt waren, und sagte mit feierlicher Stimme: „Das war mein Kallekleid!“ Verblüfft starrten wir die Tante an. „Ja“, wiederholte sie, „in diesem Kleid bin ich unter die Chuppe gegangen, zwei Tag' nach Sukkes 1812, und seitdem trauert mein Herz.“ Die Großtante war also verheiratet! Das hatten wir Kinder noch garnicht gewußt, was daher kam, daß Tante Treinle, welche unser ganzer großer Familienkreis grenzenlos liebte, den erwachsenen Verwandten stets einschärzte, von dieser traurigen Hochzeit den Kindern nichts zu erzählen, solange sie selbst es nicht getan. Kinder sind in ihrer Neugierde oft unbewußt grausam und in ihren Fragen rücksichtslos. Und keiner der Angehörigen mochte die gute alte Tante gekränkt wissen, wie das durch ungehörte Fragen vielleicht sonst geschehen wäre.

Die Tante, welche mein maßloses Erschaunen wahrnahm, fuhr mir lieblos durch's Haar und sagte: „Wenn Du mich nicht durch vieles Fragen quälen willst, dann erzähle ich Dir nächsten Schabbas Mittag meine ganze Lebensgeschichte. Ihr beiden, wandte sie sich zu den Mädchen, mögt dabei sein, aber eins versprecht mir: geht nicht wieder an den Schrank!“

„Gib' doch den Schlüssel ab, Tante,“ meinte mein Bäschen.

„Nein,“ sagte die Greisin, und ich mich fest an, „du versprichst mir, nicht mehr aufzumachen, und das gilt. Du bist bald ein Mann, da muß das Wort genügen.“

Statt aller Antwort, drückte ich die Lippen auf die knochige Hand der geliebten Tante, worauf sie mich auf die Stirn küßte und meine Hand erfaßte. Der Schlüssel blieb stecken, und der Schrank wurde nicht wieder geöffnet.

Wie jeden Freitag Nachmittags, gingen wir wieder mit Tante Treinle auf die Chaussee und stellten uns umschau, ob kein Fremder in Anzug sei. Es war ein herrlicher heißer Sommertag. Mein Völkchen war am tiefblauen Himmel zu sehen, der auf die grün geschmückte Erde hernieder lachte.

So weit das Auge reichte, hob sich ein Gebirgszug hinter dem andern in Klaren, blauen Linien immer heller und zarter ab, in weitem Halbkreis vom Donnersberg im Westen bis zum Taunus im Osten, ein Bild des Friedens und Blühens. Aus dem Alee der Felder zitterte die Hitze des Bodens; Grillen, Fliegen und Käfer zirpten und summten, Riesel und Lerche sangen im Wechsellied zanderhaft sich in den blauen Himmel hinein.

Die Tante ließ sich beifam auf dem Meilenstein nieder, den ein alter Nussbaum teilweise überschattete. Im Chausseegraben sproßten aus durchsichtig klarem Wasser hochstengelige Gräser und Pflanzen. Wir horchten auf das Summen der Käfer und Singen der Vögel, mehr noch auf den melodischen, taktlosen Ruf des Auklats, blühten auf eine tiefe Wiese, auf deren glatten Kläche dünnbeinige Insekten wie gewandte Schlittschuhläufer hin und her huschten. Deutlicher hüpften am Chausseegraben hin, Ameisen und Käfer in grüngelbem Flügelschleudern tummelten sich emsig am Wege. In den Risten kaukelten gelbweiße Schmetterlinge, und zuweilen flog eine Hummel, wie eine kleine Luftschiffchen, dicht an uns vorüber.

„Da brühen ich Kreuznach,“ sagte mein Bäschen, mit der Hand in die Ferne weisend. Ich ließ das nicht gelten, sondern wandte ein: „Kreuznach ist viel weiter.“

„Du hast recht,“ entschied Tante Treinle, „erst kommt Langenlonsheim, da mündet diese Chaussee rechts ein; die links führt nach Kreuznach.“

„Wie lange muß man gehen, bis man hinkommt,“ fragte ich.

„Wie lange,“ wiederholte die Tante, „das kommt darauf an. Als der Nachmann jede Woche ein paarmal her eritten kam, da brauchte er kaum eine Stunde; wenn er aber wieder fortritt, da ließ er das Pferd langsam Schritt geben, dann nahm es ihm sicher zwei ... Hier an dieser Stelle,“ fuhr die Greisin wie im Selbstgespräch fort, „hier an dieser Stelle hat er sich erst auf's Pferd gesetzt. Manchmal wandte er das kluge Tier nochmals um, und winkte dann erst noch, ehe er fortritt.“

Wir wandten uns nach kurzer Rast wieder dem Dorfe zu. Aus dem tiefen Tallesel lugte nur die Kirchturmspitze hervor, die Häuser waren noch verborgen. Die Tante blühte zu Boden und bewegte die Lippen in unhörbarem Flüstern. Es schien, als habe sie uns Kinder ganz vergessen. Da faßte ich meine Bäschen an der Hand, und rannte mit ihnen die Chaussee hinab, bis wir das erste Haus erreicht hatten. Eine Schorladröte überzog die feuchte Blütenhaut des Gesichtes meiner kleinen Verwandten. Aus dem halbgeöffneten Munde kam leuchtend der Atem hervor, und die großen glänzenden Augen blitzten in kindlicher Lust. An den Schläfen rollten sich fingerlange Haarringeln auf, und hoben die blendende Weiße ihres Gesichtes.

„Bepp, Bepp,“ rief ich, „du bist die Bepp.“ Die Kleine rümpfte ihr dünnes gerades Näschen und meinte stolz: „Die kam ich noch werden, du brauchst mich nicht zu verspotten.“

Aus der Erzählung der Tante wurde am nächsten Tage nichts. In dem benachbarten Jugenheim war ein plötzlicher Sterbefall eingetreten, und da wanderten die Frauen hin, um die vorgeschriebenen Liebesdienste an der Toten zu verrichten. Ich mußte am folgenden Tag nach Hause, weil mein Vater am Nervenfieber erkrankt war. Ich vergaß zum Teil die Geschichte der Tante für längere Zeit.

Drei Jahre später fuhr ich eines Tages mit meiner Mutter in einem Korbwagen wieder dem liegemoorden Dorfe zu. Da fiel mir die Geschichte der Tante wieder ein, und jetzt wollte ich sie ganz bestimmt erfahren. Umweit des Dorfes kamen uns die Kinder unserer Verwandten entgegen. Ich sprang vom Wagen ihnen entgegen. Da auch noch eine Anzahl anderer Mädchen und Knaben mitgekommen war, konnte ich meine Lettern und Vafen nicht sofort erkennen. Mein Blick suchte nach der „Bepp“ und da war sie auch schon; größer, für ihr Alter sogar auffallend groß, und vor allem bedeutend schöner. Wir küßten uns wie früher mit der unbefangenen Herzlichkeit der Kinder, und betrachteten einander doch mit andern Blicken. Da flüsterte ich ihr „Bepp“ zu. Sie schlug ihre frommen Kehnen auf, blühte mich lächelnd an, und flammendes Rot zog wie eine Rosenwolke über ihr Gesicht. Sonst blieb alles wie es früher gewesen; wir waren ja noch Kinder. Der Großvater hatte seine alte Nützlichkeit verloren; das von dichtem weißen Haar umsäumte Antlitz zeigte nur wenig Falten, und die blauen Augen blühten so hell wie früher. Dafür war Tante Treinle umfomehr gealtert. Wohl lief sie noch immer ruhig vom Haus zum Hof, vom Keller zum Treicher, aber ihre Gestalt war hagerer, ihr Gesicht runzeliger geworden. Nur die treuen braunen Augen leuchteten noch wie vor drei Jahren.

Am Jahresgedächtnis der Großmutter kamen die Geschwister meiner Mutter aus Mainz und Wiesbaden nach Fartenheim, um am Grabe der Toten zu beten. In der Frühe kamen der Großvater, Tante Treinle, meine Mutter, deren beide Brüder und beide Schwestern nach dem guten „Ort“, welcher abseits der Chaussee, an einem breiten Feldweg inmitten zwischen feuchten Wiesen und Aekern sich

weit hin dehnt. Wir Kinder, die zu Haus bleiben sollten, folgten schein aus der Ferne, und wagten uns nicht näher, als wir der mait leuchtenden Grabheine ansichtig wurden. Es ist ein mehrere hundert Jahre altes Grabfeld, welches unbeschreiblich traurig aus den umgebenden Ackerfluren herausblüht. Ein eigentümliches, bisher nie geahntes Gefühl beschlich mich; wie lange Ahnungen und die Furcht des Verlierens. Unbewußt erfaßte ich die Hand meines Bäschen. Zum ersten Male in meinem noch so jungen Leben lagerte sich eine dumpfe Vellommenheit auf meine Brust, als wollte die Traurigkeit des Dahinsichs mich an den ersten Schicksalsakt meines Lebens gemahnen.

Ich zog meine Kusine fort, ihre schlanke, weiße Hand fest in der meinigen haltend, und, von einem gleichen Gefühl bewegt, eilte sie mit mir der Landstraße zu. Wie in einem zwingenden Tempo begegneten sich stumm unsere Blicke.

Am Eingang des Dorfes blieben wir stehen, aneinander geschmiegt, wortlos. Endlich sagte ich leise: „Bepp.“ Sie sah mich lange und ernst an, dann erwiderte sie ebenso leise: „Tag' nicht mehr so, Tante Bepp ist tot, schon lange tot und ich will nicht da hinaus, wo die Bepp liegt.“ Wir küßten uns und blieben als die anderen Kinder, die uns langsam nachgefolgt, schon ganz nahe waren, fest aneinander geschmiegt stehen; ich trug, die Kleine stolz und stumm. Ein Ausrufen lief zurück und erzählte den Oheims und Tanten, daß wir uns geküßt hätten. Mein ältester Onkel, ein weltfugler Mann, sagte ruhig lächelnd zu uns: „Weißt ihr nur so, wie ihr jetzt seid und küßt euch dann bis in alle Ewigkeit!“ ... Später küßte ein anderer mein Bäschen, als sie die größte Schönheit weit und breit genorden. Dieser Andere hat schon vorher Unzählige geküßt, Alte und Junge, Schöne und Häßliche, aber unter keinem Kusse erlebte ich Lippen und Wangen und verstrummt jeder Mund.

Des Abends verließen sämtliche auswärtig wohnenden Verwandte das Dorf wieder und wir waren wieder allein beisammen. Am nächsten Freitag traten, mit Sonnenschein und Neugenschauern wechselnd, feste Gewitter auf. Trotzdem am Spätnachmittag sich neue Wolken am Horizont aufstürzten, gingen wir doch mit Tante Treinle den gewohnten Gang auf die Kreuzchausee. Ich begann kritischer zu denken als früher und wollte wissen, warum wir gerade an jedem Freitagnachmittag auf die Landstraße gingen und nach einem fremden Wanderer Ausflug halten sollten.

„Den erwartest du denn gerade immer am Freitag und warum gerade von diesem Weg her?“ fragte ich ungeduldig und fuhr, als die Tante die laute Frage überhörte zu haben schien, noch dringender fort: „Wie lange gehst du denn schon hierher, um dich umzuschauen, Tante Treinle?“

„Wie lange schon?“ wiederholte die alte Frau und fuhr sich mit der Hand über den Scheitel, als wollte sie die Frage erst richtig erfassen. „Wie lange schon? Nun, seitdem der Kaiser Napoleon aus Rußland zurück ist; seit der Franz Nebrach, der am selben Tage wie Joseph fort mußte, zurückkam. Wann kam doch der Nebrach zurück? Ja, im Winter anno dreizehn.“

In maßlosem Erschaunen blieb ich stehen und blühte verständnislos die Greisin an. Ich begann zu rechnen. „Das sind ja schon mehr als zweiundfünfzig Jahre,“ rief ich ungeduldig. Meine beiden Kusinen und der Vetter sortierten mit gleichem Erschaunen auf die Großtante. Weit über zweiundfünfzig Jahre jeden Freitagnachmittag einen Menschen entgegenzugehen, der niemals kam — das war uns Kindern unfaßlich.

Schärfer als je zuvor blühten wir nach allen Richtungen, ohne andere als die alltäglichen sichtbaren Gestalten zu entdecken. Da schrie der Vetter plötzlich auf: „Tante, da kommt ein Mann mit einem Strohhut und einem Stod in der Hand.“ Dabei deutete der Knabe in der Richtung nach Kreuznach. Wir entdeckten jetzt gleichfalls den einsamen Wanderer, der sich langsam näherte. Wir beiden Knaben rannten voraus, die Tante ging langsam mit den beiden Mädchen hinterdrein. Wenige Schritte von dem Fremden entfernt, hielten wir im Laufen inne. Der Fremde aber blieb ebenfalls stehen, zog ein buntfarbiges Taschentuch aus der Brusttasche und wuschte sich die Schweiß vom Gesicht. Es war ein Mann, etwa Mitte der fünfzigsten Jahre, mit struppigem, meliertem Bart, sonnenverbranntem Gesicht, und stehenden grauen Augen. Auch zeigte sich, wie wir beobachteten, als er den Hut abnahm, eine mächtige Glatze.

„Wie heißt das nächste Dorf?“ fragte er mit dem uns nicht unbekannten Dialekt osteuropäischer Juden.

„Biel Juden dort?“

„Zwanzig Familien.“

„Wer ist der Parneß?“

„Unser Onkel,“ antworteten wir wieder gleichzeitig. Eine längere Pause entstand. Wir Knaben hatten bereits aus dem Bion, den laubblauen Fragen und der ziemlich abgerissenen Kleidung mit voller Gewissheit den fremdlandlichen Wanderbetler erkannt. Der Mann schien im Stillen zu rechnen; er machte sein Kalkül mit den zwanzig jüdischen Familien. (Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

4) Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Inzwischen waren auch Tante Treinle und die beiden Mädchen herangelommen. Der Fremde grüßte ehrerbietig, und die Tante erwiderte den Gruß mit der ihr eigenen Freundlichkeit.

Da unser Interesse an dem Mann erschöpft war, sprangen wir wieder davon und ließen die Tante mit ihm allein.

Der Großvater, dem der Zwicker soeben den Bart mit seiner feinen Schere gestutzt hatte, saß indes vor dem Hoftor und las in einem hebräischen Buche, einem Kommentar zu dem morgigen Wochenabschnitt. Als er den Fremden, der eben mit der Tante die Gasse entlang kam, erblickte, nahm er die Brille ab und sprach den uralten hebräischen Gruß: „Scholaum alechem“ (Friede sei mit dir). Der also Empfangene erwiderte gleichfalls hebräisch: „Alechem Scho'au“ (Mit dir sei Friede).

Er wurde eingeladen, sich über den Ruhetag als Großvaters Gast zu betrachten, was er ohne besondere Umstände fast gleichgiltig hinnahm.

Nach der Mahlzeit wurde der „Auroch“ in der bereits geschätzten Weise über seine Verhältnisse befragt. Er kam aus Augsburg, war unerschuldet ins Unglück geraten, wozu er Geld brauchte, das er von den deutschen Glaubensgenossen zu erhalten hoffte. Zwischen den drei verschiedenen Gängen, die in etwas längeren Pausen aufgetragen wurden, sang er die abtönen „Semiroth“. Er hatte eine sympathische, weiche Stimme, die sehr wohl zu den hebräischen Melodien paßte. Der Gesang machte einen tiefen Eindruck auf mich. Das süße und Traurige zugleich erinnerte an die Steppen, unter einem grauen, sonnenlosen Himmel, wo arme, heimatlose Juden durch ein weites Reich wandern und wilde Kosakenhorden finsternen Tyrannen gehorchen.

Wir gingen später als sonst zu Bette. Dem Fremden war eine der vielen, selten benutzten und betretenen Stuben angewiesen. Ich konnte nicht einschlafen. Zweierlei ging mir nicht aus dem Sinn: Der Gesang des Gastes, und die Frage, warum Tante Treinle erst mit so großer Ausdauer nach fremden Wanderern Ausschau hielt und, wenn schon mal einer kam, dann so gleichgiltig war. Ich beschloß, sie über ihr eigentliches Verhalten zu befragen und schlief erst ein, als bereits die Dämmerung zu frühern begann.

Nachdem wir vom Gottesdienst heimgekehrt waren, fuhr ich, während der Großvater mit dem Fremden einen kurzen Zinsig einnahm, meinen Vorfatz aus.

„Wart! bis nächsten Samstag, mein Kind!“ beschwichtigte die Tante. „Wenn er auch dann nicht kommt, erzähl' ich dir alles. Nun ruh' nicht mehr davon!“

Geistlicher Weise wurde durch diese Antwort meine Neugierde nur noch mehr gestärkt.

Am darauffolgenden Freitag waren wir eine Stunde vor Sonnenuntergang mit der Tante von unserm gewöhnlichen Gang ins Dorf zurückgekehrt.

„Morgen Mittag, wenn Gott will, und ich noch gesund und am Leben bin, werd' ich euch etwas erzählen“, begann die bisher schweigsame gewesene Greisin, als wir eben in die Dorfstraße einbogen. Ich sah die Tante an, ohne etwas zu fragen, und so fuhr sie fort: „Ich bin alt genug, daß mich der liebe Gott jeden Tag abrufen kann. Dann soll' auch ihr junger Aufwuchs wissen, wie schwer der liebe Gott eure Tante geprüßt hat, von Jugend an... Also morgen Mittag zu Gutem, wenn euer Großvater schläft.“ Sie fuhr sich mit ihrer rüstigen Hand über das Gesicht und schritt rüstig dem Hause zu.

Die Großtante hatte die Gewohnheit, allsabbatlich nach der Mittagsmahlzeit in einem alten, mit zahlreichen kleinen und sehr kunstlosen Holzschneitten versehenen Buch, Jenna Urenna genannt, zu lesen. Dabei schlief sie stets ein. Dann, wenn die beiden Alten schliefen, herrschte im ganzen Hause eine unbeschreibliche Ruhe.

Es war ein heißer Sabbatnachmittag. Der Großvater schlief unter dem offenen Scheunentor, wo es kühl und schattig war, in seinem großen Lehnstuhl. Das Buch, in welchem er zuvor gelesen hatte, war von seinen Knien auf die Erde gesunken und die Brille saß bis zur Nasenspitze heruntergerutscht. Im Dorfe herrschte tiefe Stille; nur dann und wann schnatterte eine Gans, krächte ein Hahn oder brüllte ein Hund. Alles schien unter dem Banne der drückenden Hitze zu ruhen. Auch die Tante schlief, bis die Uhr vier verläutelte. In der großen Stube, deren kleine Fenster nach dem Hof und der Obergasse gingen, war es dämmrig kühl. In der dunkelsten Ecke dieses Raumes, in der gleichfalls ein mächtiger Lehnstuhl stand, hielt die Großtante stets ihr Mittagsgeschläfchen. War sie wieder erwacht, dann wurden Tassen von verschiedener Form und Größe, die aus den verschiedenen Generationen stammten, auf den Tisch gestellt, und ein ziemlich guter Kaffee getrunken. Die ganze Woche über gab es nur Schwarzbrot mit Butter, Schmier- und Handläse, am Sabbatnachmittag kam stets etwas feineres

Gebäd, das die Tante Tags zuvor bereitet hatte, auf den Tisch. Sodann holte sie feierlich ihr altes, abgerissenes Gebetbuch und „orte“¹⁾ mit inbrünstiger Andacht Winchah. Der Großvater ging in die kleine Dorfsynagoge und verweilte dann gewöhnlich bis zur einbrechenden Dunkelheit bei den übrigen Männern, die sich an der Dorfsynagoge einfanden und dort plauderten. Wobon auch immer die Rede sein mochte, ob von Ake oder Korn, ob von den Weinanbaueisen, welche stets das bevorzugte Thema bildeten, von Rindvieh oder Kartoffelernten, jedesmal brachte mein Großvater die Rede auf den „alten Napoleon“ und erzählte, was er alles zu dessen Zeiten erlebt hatte. Von Viehhandel und ähnlichen Dingen war in seiner Gegenwart schlechterdings kein Gespräch zu erhalten; er fuhr die Männer oft recht dorthin, wenn sie, ihrer Neigung folgend, vom Handel sprechen wollten. Die Leute ließen sich das von dem höchst bescheiden und ältesten Mann in der Gemeinde ruhig gefallen. Wir, Löwi Partenheims Jungen, damit meinte er sich selber und seinen in Nie-ers-Saulheim wohnenden Bruder, „haben nie Handel getrieben. Ja, das wäre schön gewesen, wenn wir, die einen Hausbater (Hauslehrer) hatten, wir die Söhne vom Hoftor, hätten Handel treiben sollen! Uns hat ein Landen (Gelehrter) unterrichtet, wir haben nur unsere Aker und Winzert besorgt, aber gehandelt?“ — hier machte er stets eine verächtliche Handbewegung — „nein, gehandelt haben wir nicht. Unserm Wein haben die Reinsch in Mainz und Chajim Friedberg in Bingen, alles Verwandte von uns, gekauft. Obst, Ake und Korn haben wir garnicht nach Hause gebracht, das haben die Leute uns auf dem Felde schon abgekauft. Damit ihr's nun wißt, schloß er jedesmal stolz seine alten Hören geläufige Rede.

Während der Großvater auch heute drunten an der Scheunwand bei den Dorfleuten weilte, harrierten wir Kinder auf die uns von Tante Treinle versprochene Erzählung. Jedes von uns rückte einen Fußstempel an den Lehnstuhl, in den sich die Matrone niederließ. Es dauerte eine geraume Weile, ehe sie begann. Offenbar fand sie nicht das richtige Wort zur Einleitung.

IV.

Endlich begann die Greisin:

„Ihr wart droben auf dem Speicher und habt den Schrank geöffnet. Ihr habt auch auf dem Spinett gespielt. Das Spinett hat der Herr von Wallbrunn der Vepf selig zum Geschenk gemacht. Einmal war — es gedenkt mich noch so gut wie heute — der Herr von Wallbrunn aus Gelsenheim mit seiner Familie zu Besuch droben im Schloß. Da hat die Vepf gespielt auf dem Spinett, und so schön, daß alle entzückt davon waren. Ich habe damals Guitare spielen gelernt, und mußte auch spielen. Das hat den hohen Erstgelehrten so gut gefallen, daß die gnädige Frau uns beiden Mädchen, mir die Guitare und der Vepf das seine Spinett zum Geschenk gemacht hat. An dem Tage, an dem das Spinett und die Guitare ins Haus kamen — ich verasse es mein Leben lang nicht — war ein Aufruhr in der ganzen Gegend. Überall her kamen die Juden und behaupteten, der Löwi Partenheim lasse seine Töchter schmadden (taufen). So lange die Welt stehe, sei es noch nicht unter ordentlichen, gläubigen Juden vorgekommen, daß man so beiseitegehe (verhehe) Sachen ins Haus genommen habe. Schon lange war es ein Argernis unter den Juden, daß die Vepf die meiste Zeit im Schloß zubachte. Ein breves Judentum sollte die ganze Woche nicht vor die Tür treten, sondern im Haus verbleiben. Und die Vepf trug sogar am Wochentage die besten Kleider, ging gepudert zwischen dem Schloß und dem Vaterhaus hin und her. Und, was noch tausendmal schlimmer sei, sie lerne bei einer Gouvernante des Schloßfräuleins lauter Dinge, die ein Judenmädchen gar nicht lernen dürfe; und sogar Musik machen. So was sei noch nie dagewesen, und könnte kein gutes Ende nehmen. Wäre unser Vater nicht nicht Loewi Partenheim und der Hoftorator der Grafen Wallbrunn und Angelheim gewesen, und so ein großer Tzadik (angesehen), hätten ihm die Juden das Haus demoliert. Ja, sie sprachen sogar davon, ihn in den Cherem (Bann) tun zu lassen, obgleich er im Sanhedrin gewesen war. Aber unser braver Vater, er ruhe in Gan-Eden, ließ die Leute reden und ratiōnieren. Im Sommer und Herbst ritt er einmal wie's andererseits auf die umliegenden Ortschaften, im Winter fuhr er in seiner Kalesche. Als er einmal nach Alzei kam, begegnete ihm der Joseph Belmont, den die Leute Joseph Alzei nannten. Die Belmonts waren Pferdehändler, und haben ihren Namen in der französischen Zeit erworben. Der Joseph blieb stehen und fragte ohne weiteres: „Sag einmal, Löwi, ist's wahr, was die Leute von dir sagen?“

„Was erzählen denn die Leute?“ fragte der wieder. „Nun stell' dich nicht so, mir darfst du schon alles anvertrauen.“ Und nun beginnt der Belmont dieselbe Geschichte mit dem Spinett und daß der Vater in den Cherem getan werden sollte.

¹⁾ betete, von oraro, beten.

²⁾ Vorfahren des bekannten Newyorker Bankhauses, hießen früher Schönberg.

Nachdem der Belmont zu Ende geredet hatte, sagt der Vater: „Glaubst du, Joseph, daß der Aron Udenheim¹⁾ ein Landen (Gelehrter) ist?“

„Ich soll's meinen“, bestätigte Belmont.

„Glaubst du“, fährt unser Vater fort, „daß er pastenen (religiöse Fragen entscheiden) kann?“

„Besser wie ein Kow“, stimmte Belmont bei.

„Denkst du, daß er nicht nur ein großer Landen, sondern auch ein großer Zaddik (frommer, gottesfürchtiger Mann) ist?“

„Sein Stühchen im Gan Eden möcht' ich sein, aber hundert Jahr.“

„Ob Aron Udenheim ein Zaddik ist!“ sagte der Belmont. „So lebt keiner mehr weit und breit.“

„Gut, ich lese Du bist neugierig und möchtest gerne wissen, ob ich neumodisch geworden bin. Setz' Dich zu mir in meine Chaise und fahre mit nach Udenheim! Wenn Aron sagt, ein Judentum dürfte nichts anderes lernen, als jüdisch lesen und schreiben, ein Judentum dürfte kein Spinett spielen lernen, dann schide ich der gnädigen Frau Gräfin ihre Geschenke zurück, und wenn ich's nicht tue, gehe ich willig in den Cherem.“

Was tat nun der Belmont? Die Neugierde läßt ihn nicht ruhen, und wie der Vater sein Gesicht abgewendet hat, fahren beide nach Udenheim. „Der Großvater, Aron Udenheim“, wandte sich die Tante zu mir, „war doch ein so feiner kluger Kopf, wie's wenige gibt. Er wußte schon längst die Geschichte von dem Spinett und der Guitare; gab es doch keinen Menschen weit und breit, der nicht davon genützt hätte!“ Er hörte ruhig zu und sagte dann: „Unser König David hat so viele Psalmen gedichtet, als es Instrumente gegeben hat, auf denen man Musik zu machen verstand. Der Vater hat Saiten gehabt, die Guitare hat auch Saiten. Die Harfe hat Saiten gehabt, das Spinett hat auch Saiten. Und hätte es damals Guitare und Spinett gegeben, hätte unser musikalischer König auch sie in seine Psalmen eingezogen.“ Und wie es heißt: „Lobt ihn mit der Harfe, besinget ihn mit dem Psalter, preiset ihn mit der Harfe, rühmt ihn mit der Zimbel“, so hätte er auch das Gleiche vom Spinett und der Guitare gedichtet. Alles hängt davon ab, wozu der Mensch etwas anwendet. Im Hause kann man alle Art Musik treiben: nur soll man in einer Schule nicht machen, was Andersgläubige in der Kirche zu Musik anwenden. Also kann an deinem Spinett nichts Verbotenes und an der Guitare nichts Sündhaftes sein. Gehe halbes Jisroel (der Hochgelehrte), das nie etwas Schlimmeres in Israel geteufelt, und ich möchte dann wünschen, daß in jedem jüdischen Haus ein Spinett und eine Guitare wäre.“

Wie der Belmont das hörte, fuhr er eiligt nach Alzei, zurück und erzählte allen Menschen, daß Rebbe Aron Kahn Udenheim das Spinett für erlaubt erklärt habe. Der Belmont konnte nämlich nichts für sich behalten, und das war gerade die Chochme (Klugheit) unseres Vaters. Nun hätten ihr sehen sollen, wie die Leute aus der ganzen Wals herbeigeströmt sind und das Ding sich betrachtet! Und wenn die Vepf gerade darauf spielte, da war die Stube gepackt voll Menschen; selbst auf der Gasse blieben die Bauern stehen und hörten zu. Und gerade die zuerst am meisten geschimpft hatten, wurden jetzt die größten Lobredner eures Großvaters. Da kam auch eines Tages der Nachmann aus Langenlonsheim mit seinen zwei Söhnen angefahren, um das Spinett zu sehen; und da die Vepf gerade spielte, waren die Söhne ganz begeistert. Der alte Nachmann war aber schleimigst weggefahren. Die Nachmann waren die schönsten und größten Männer in der ganzen Gegend. Simon, der ältere Sohn, schien ganz vernarrt in das Spinett, lieber aber noch war ihm die Vepf. Der alte Nachmann war ein reicher und angesehener Pferdehändler, der für die große Armee Lieferungen hatte. Sein Simon war damals vielleicht fünfundsiebzig Jahre alt, ein bildhübscher Mann, mehr wie sechs Fuß groß; sein Bruder Joseph aber, der erst zwanzig Jahre zählte, der war schon gerade so groß, nur schlanker. Im Dorfe haben die Leute bemerkt, daß dem Simon die Vepf noch lieber war, als das Spinett. Aber was war daran zu verwundern? Die reichsten und vornehmsten Familien hätten gerne die Vepf zu ihrer Schwiegertochter gehabt; keine Kleinigkeit, so ein Mädchen wie die Vepf. Da hat sie sich aber von Jelef Schweillers Jungen einnehmen lassen, den Leuten, die nichts waren, und wie sich leider herausstellte, auch nichts taten, und das war ihr Unglück.

Hier hielt die Tante inne und blickte fummend durch das Fenster, als ob sie draußen die Gestalten, die sie heraufgerufen, vorüberziehen sehe. Dann wandte sie ihr Gesicht mir zu, und fuhr fort: „Deines Vaters jüngerer Onkel, der Meyer Kahn, hatte auch die Vepf sehr gern. Das war ein stiller, feiner Mensch, der am liebsten Bücher las. Er konnte, was damals selten war, Deutsch und Französisch lesen und gut „lernen“ (war talmudkundig) und ging fast täglich zwischen Udenheim und Partenheim spazieren.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Der Urgroßvater des Erzählers dieser Geschichte.

BELLETRISTIK.

51

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Wie er merkte, daß die Bepp dem Jelef Horwiler seinen Sohn zugeweiht war, da beschloß er, nach Amerika auszuwandern. War das ein Jammer und Wehklagen überall, wohin die Kunde kam, daß Aaron Udenheims jüngerer Sohn nach Amerika wollte. Aber alles Weinen und Klagen nützte nichts. Heute noch bricht mir mein Herz, wenn ich an das Leid denke.

Er wollte aber nicht mehr zuhause bleiben, als er merkte, daß die Bepp einen anderen liebt. Er fuhr von Mainz mit dem Schiff nach Holland und von dort mit einem Segelschiff nach Amerika. Drei Monate war der brave, fromme Mensch auf dem Wasser, und sein Großvater fastete jeden Montag und Donnerstag, bis der Meyer bröckeln war. Ein Jahr darauf kam die Nachricht, daß der Meyer in Baltimore vor Heimgang gestorben sei. Das hat seiner Mutter das Herz gebrochen, und von der Stunde an lag es wie ein finsternes Verhängnis auf der ganzen Familie. Es war gerade, als hätte der Meyer alles Glück mit übers Meer genommen. Aber das schlimmste kommt noch.

Wo hab' ich gehalten? Ich hab' gar kein Gedächtnis mehr. Ja, jetzt fällt mir's wieder ein. Wie der Simon Nachmann merkte, daß die Bepp den Salomon aus Horwiler so gern hatte, mochte er kein Gefallen mehr an Spinett finden und stellte seine Klänge ein. Um so häufiger kam jetzt der Joseph, sein Bruder, zu uns. In der Zwischenzeit heiratete die Bepp den Horwiler. Es war ein Ektürrin, scheinlich eifersüchtig, holte sich fortwährend Geld, fuhr damit nach Mainz und kümmerte sich nicht um die junge Frau; ja, er quälte und mißhandelte sie ohne Erbarmen, oft so, daß die Nachbarn einschritten und ihn durchprügelten.

Die Herrschaften drohen im Schloß reiten zur selben Zeit ab; unser Vater, der sich gar sehr schämte, daß seine schöne Tochter in eine so gering geschätzte Familie hineingekommen und so unglücklich geworden war, fuhr mit Ausnahm' von Schabbes, von frühmorgens bis spät nachts von Hause fort. Er mißte Bekannte und Freunde, um nicht gefragt und mehr noch, nicht bemitleidet zu werden. Unsere gute Mutter — sie ruhe im Gan-Eden — kränkte sich so sehr über Bepp's kantes Schicksal, daß sie bald darauf starb. Ja, wenn einmal das Unglück über eine Familie kommt, dann hilft alles nicht dagegen. Dann gleicht der Mensch einem Haufe, von dem der Wind das Dach fortgerissen hat; es schneit und regnet hinein, der Wind reißt daran, bis es vermorst und zusammenbricht. Man kann es Glück oder Unglück, Vermählung oder Zufall nennen; wenn einmal das Schicksal über einen Menschen, und gar über eine ganze Familie kommt, kann nur Gott allein noch helfen. Wenn er eben nicht hilft, dann ist alles Bemühen vergebens. Wir alle wußten, die Bepp sollte zu uns zurückkehren, aber sie war zu stolz und schämte sich, jetzt als unglückliche, mißhandelte Frau nach Partenheim zu kommen, wo sie jeder als das vielbegehrte und hochgeschätzte Mädchen, die intimste Freundin der adligen Herrschaftstochter gekannt hatte. Auch der Vater bestand nicht darauf; er war ein gar stolzer Mann, und hätte sich zu sehr gescheut, wenn seine ehemals so schöne Tochter jetzt als wahre Ruine ins Elternhaus zurückgeführt wäre.

So selten nun auch der Simon Nachmann mehr nach Partenheim kam, um so häufiger erschien sein Bruder Joseph. Anfangs einmal in der Woche, später zwei und dreimal. Und so verließen sein Bruder auf das Spinett war, so voller Feuer war er fürs Gitarrespielen. Ich war damals siebenzehn Jahre, und schon so groß wie die Bepp.

„Aber doch nicht so schön“, warf hier mein Vetter Julius höchst ungalant ein.

Die Greisin strich ihm über sein dichtes, lockiges Haar, lächelte milde, und sagte langsam: „Neben der Bepp konnte so leicht kein Mädchen schön sein. Aber ich war, wie die Leute sagten, nicht gerade häßlich.“

Jetzt war die Zeit gekommen, wo ich glaubte, für Tante Treine eintreten zu müssen. Ich blickte forschend in ihr gütiges, runzeliges Gesicht, das noch immer edel-geschnittene Züge zeigte, und sagte: „Meine Mutter sagt immer, so wie unsere Mainzer Cousine Mathilde jetzt aussehe, habe Tante Treine als Mädchen ausgesehen. Und Mathilde ist sehr, sehr schön; alle Leute sehen ihr doch nach.“

Mein Vetter machte ein ungläubiges Gesicht und schüttelte den Kopf. Wir wären jetzt von Tantes Geschichte ganz abgelenkt, wenn nicht mein Väterchen gebrüllt hätte, Großtante möge doch weiter erzählen.

„Der Joseph Nachmann“, nahm die Tante den Faden der Erzählung wieder auf, „war ein selten feiner Mensch, so wohl erzogen wie wenig Leute seines Alters. Alles wollte er lernen, alles wissen und können. Mit unserm Hauslehrer hat er stundenlang zusammenhängen, stundenlang in den Büchern herumblättern können, und dann sah er ganz stumm hier am Fenster und hat nachgedacht. Er wollte ein Gelehrter werden, wie Moses Mendelssohn,

sagte er eines Tages zu eurem Großvater. Der lachte aber nur und sagte, er solle bei seinem Pferdehandel bleiben, im Langenlohnheim könnte man nur Pferdehändler werden. Das hatte ihn sehr gekränkt, denn die beiden, euer Großvater und er, waren wie zwei treue Brüder, obgleich der Joseph sechs Jahre weniger zählte. Wenn er heute noch einmal jung wäre, würde er ganz bestimmt ein Herr Doktor oder ein Herr Professor werden. So oft er von Mainz kam, brachte er neue Bücher mit, deutsche, französische und jüdische. Darin las er und brachte sie dann dem Vater in Udenheim, der ja auch so'n merkwürdiger Mensch war. Der alte Nachmann hatte freilich wenig Pläne von all dem Schutze, wie er es nannte, mit dem sein Sohn sich den Kopf verwirrt machte. „Der wird sein Leben lang kein ordentlicher Geschäftsmann“, pflegte der alte Nachmann zu sagen, „hörte es aber doch gern, wenn Löwi Partenheim erwiderte, daß in dem Joseph mehr stecke, als in allen jungen Leuten der ganzen Gegend.“

Es war damals eine gar merkwürdige Zeit, ihr Kinder. Die Franzosen hatten den Juden den Kopf verdreht. In Mainz, in Frankfurt, in Kreuznach, in Alzei, in Koblenz, überall, wohin sie kamen, hatten sie die Juden angetrieben, die Tore abgerissen und erklärt, alle Menschen seien gleich, und die Juden hätten dieselben Rechte wie die Christen. Überall hörte man: Liberté, Egalité, Fraternité. Sie nannten die Juden „citoyens“, forderten sie auf, Soldaten zu werden und aus der Judenanstalt herauszuweichen. Alle jungen Leute, Juden und Christen, waren für die Franzosen begeistert; besonders die jüdischen jungen Leute wollten jetzt etwas anderes werden, aber sie wußten nicht, was. Da gab es in jeder Familie Verdruss und Zank zwischen den Alten und den Jungen. Die Alten meinten, das nähme kein gutes Ende, wenn die jungen Leute etwas anderes werden wollten, als die Eltern und die Großeltern gewesen. Der Jude sei in Götter geboren und müsse in Götter sterben, bis der Melchias komme. Die Jungen sagten wieder, Napoleon sei der Melchias der Juden; er gebe ihnen ja alle Rechte und Freiheiten, von denen man zehn und zwanzig Jahre zuvor nicht einmal zu träumen gewagt hätte. Waren doch alle Leute, Bauern und Stadtleute, ganz verfallen auf den Napoleon, weil er die Menschen frei machte, ohne zu fragen, welche Religion sie haben. Viele jüdische junge Leute wollten studieren, nur Raw (Rabbiner) wollte keiner werden. Ramen dann, wie gewöhnlich am Schabbes-Nachmittag, die Jungen und die Mädchen von den verschiedenen Dörfern auf der Chaussee aufkommen, dann wurde nicht mehr von Handel und Liebeshäfen, sondern von Politik gesprochen. Was die Jungen am Schabbes-Nachmittag besprachen, das wurde an den Wochentagen wiederholt, wenn der Joseph Nachmann auf seinem Pferd anzureiten kam. Viele Juden kauften sich jetzt Ringe (Weinberge) und Äcker und schafften lieber im Felde, als daß sie handeln gingen. Auch Soldaten wollten sie werden, und sie sind's wahrhaftig auch geworden, wenn schon nur einzelne. Der alte Nachmann klagte unserm Vater über die neue Zeit, in der die jungen Leute alle beschützt wären. Sie dünkten sich zu gut, das zu werden, was Vater und Großvater gewesen, und wenn es so weiter gehe, dann würden sie noch alle überhandnehmen oder sich schmecken lassen. Schon lasen sie alle schlechte Bücher, worin kein Wort von Jüdischkeit stehe und die Menschen nur Anführer (Unglauben) lernten. Damit tat der alte Nachmann seinem Sohn arg Unrecht, denn der war so fromm und rechtschaffen, wie einer nur sein kann. Als der alte Nachmann nun gar gewahr wurde, daß sein Sohn Gitarrespielen lernen wollte, war er ganz außer sich. Das sei der Anfang vom Ende, und er bitte Gott, ihn bald von der Welt zu nehmen, damit er nicht noch den Jaz (Herzleid) erleben müßte, daß sein Sohn ganz und gar neumodisch werde. Unsonst verlor unser Vater ihn zu überzeugen, daß man auch Musik machen könne, ohne an seinem alten Glauben zu säubigen. Der alte Nachmann blieb ein geschworener Feind aller Instrumente. Einmal lud ihn der Vater ein, doch in die Stube zu kommen und zuzuhören, da hielt jener sich aber mit beiden Händen die Ohren zu und schwor, er wolle lieber laus werden, als diese gottlohen Gewalttätigen anhören.oller Haß und Zorn schwanq er sich auf sein Pferd, und er war schneller zum Hofster hinaus, als man Auen sagen kann.

Die immer häufigeren Besuche Josephs fielen um so weniger auf, je mehr ja allgemein bekannt wurde, wie treue Freunde er und mein Bruder Marum waren. Die Zuneigung zwischen beiden war so groß, daß man sie häufig David und Jonathan nannte. Wachte das Vetter noch so schlecht sein, der Joseph kam trotzdem von Langenlohnheim herüber, so sicher wie euer Großvater über jeden zweiten Sabbat dort nächtigte.

Da zerbrachen eines Tages einige Saiten auf meiner Gitarre und ich konnte nicht mehr spielen. Das hörte der Joseph und fragte mich, wo man neue Saiten herbekommen könnte. Natürlich nur bei Schott in Mainz, erwiderte ich ihm. Er beschloß sich sehr genau die Gitarre, löst die zerprüngenen Saiten ab, wickelt sie sorgfältig in ein Papier und steckt sie in seine Brieftasche. Gleich darauf

holt er sein Pferd aus dem Stall und reitet fort. Niemanden fiel etwas dabei ein, zuweilen blieb er nur ganz kurze Zeit und wenn er Geschäfte zu besorgen hatte, stieg er oft gar nicht aus dem Sattel, sondern hielt vor der Tür, bis Marum oder sonstwer herauskam. Spät Nachmittags kommt er wieder ins Dorf gesprengt und direkt zum offenen Hofster hinein. Gleich darauf steht er hier in der Tür. Ich war gerade mit meinen Altersgenossen der Mamel (Martha) und der Krene (Karoline) mit Nähen beschäftigt, als er hereinkam. Mir schlugen Feuer und Flamme aus, ich wußte selber nicht warum. Der Joseph war ganz erheit, jedenfalls vom Reiten und der Sonnenglut — es war um Schwaos (Fingern) herum und schon tüchtig warm. Die Mamel war ein lustiges, breites Mädchen und gar nicht äbel. Sie hatte gewaltige rote Köpfe und eine schöne Gestalt. Nur hatte sie viele Sommerprossen, die sie ein bißchen entstellten. Wie Joseph nun noch immer in der Tür stehen bleibt, fragt sie ihn laut: „Nun, Joseph, willst du heut' in der Tür stehen bleiben?“

So antwortet er gereizt: „Hat mich einer gebräut (eingeladen) hereinzukommen?“

„Wenn dich Treine nicht bräut, so bist du von mir gebräut, Joseph. Aber gelt, du nimmst es von der Treine an?“ sagt die Mamel wieder und die Krene fängt an zu lachen. Ich bin ganz rot geworden über Mamel's Reden und Krene's Lachen, daß ich mich gar nicht getraute den Kopf zu erheben, sondern mich noch tiefer auf mein Nähszeug beugte. Joseph blieb aber noch immer in der Tür stehen und antwortete der Mamel: „Du bist doch selber hier nicht daheim, deine Einladung gilt nichts!“

Da blide ich den Joseph gar erstaunt an und sage zu ihm: „Seit wann bist du so freudig in Löwi Partenheim's Haus, daß man dich erst groß brauen muß? Bist du bei uns nicht zu Haus wie ein eigen Kind? Warum bist du so ädlich (merkwürdig, eigentümlich) heute?“ Er bleibt aber ruhig in der Tür stehen, blickt mich fest an und sagt: „Du mußt mich selber holen, ehber (eben) komme ich nicht herein.“ Da stand ich auf, und ging auf ihn zu; er bietet mir den Arm, sagt einen Stuhl, und setzt sich zu uns hin. Mamel und Krene lachen, wie wir so Arm in Arm in die Stube treten. Er lachte ebenfalls, und schwaute und scherzte mit uns Mädchen, wie wir es sonst an dem beliebigen Menschen gar nicht gewöhnt waren. Ich merkte aber, daß er doch unruhig war. Dann begann er plötzlich: „Ihr habt mich noch gar nicht gefragt, wo ich herkomme; ihr werdet's auch nicht raten.“

„Da wollen wir mal raten“, sagte Krene. Und Mamel meinte: „Gefährd' (vielleicht) von Kreuznach.“ Krene lachte; von Vinger; Chajim Friedberg hat drei schöne Töchter.“

„An Chajim Friedberg's Töchter liegt mir gar nichts“, antwortete Joseph ruhig, „denn wegen reite ich nicht nach Vinger.“

„Nun“, fuhr Mamel fort, „die Schöneberg's in Alzei, die jetzt Belmont heißen, sind auch keine äblen Mädchen, wie ich höre.“

„Zu denen würde ich auch nicht reiten“, erwiderte Joseph geringschätzig.

„Dann weiß ich, wo du warst“, beginnt die Mamel wieder, „du warst in Mainz, bei Weinach's Tochter; die soll ja eine Beaut's sein, und reich sind die Leute, sehr reich.“ „Gelt“, triumphierte die Mamel, als Joseph schwieg, „ich hab' recht geraten?“

„Ja, aber nur halb“, antwortete er nach einer Weile. „Ich war heute in Mainz, aber von Weinach's habe ich nichts gesehen.“

Jetzt war die Neugierde von uns Mädchen gar groß. Von Langenlohnheim nach Partenheim, von da nach Mainz und selbigen Tags wieder zurück zu Werde, das war ein hartes Stütz und dabei war es noch lange nicht Nacht. Nun ging das Fragen, Raten und Vermuten los, aber Joseph gab nur halbe Antworten. Endlich wurde er ungeduldig und blickte auf die Uhr dort an der Wand. Es ist noch die selbe Uhr und sie steht noch auf demselben Platz, wie damals 1810.

Die beiden Mädchen merkten bald, daß Joseph nach der Uhr blickte. Da Mamel kurz darauf von ihrer jüngsten Schwester nach Haus gerufen wurde, packte auch Krene ihr Nähszeug zusammen und verließ die Stube.

Raum waren beide fort, da bittet mich Joseph, die Gitarre zu bringen, und nun holt er die Saiten hervor, die er extra in Mainz gekauft hatte. Ich war ganz überrascht, ordentlich erschrocken sogar, er aber zieht ganz richtig die Saiten auf, als habe er das schon längst gekonnt. Dann faßt er zu mir — ich mein', ich hör' es heute noch — „Treine, willst du mich im Gitarrespielen unterrichten, ja?“ Ich antwortete, ich sei doch gar nicht geschickt genug und verstand' selber zu wenig. Er bestand aber darauf, und so sagte ich endlich, daß ich's probieren wol-

(Fortsetzung)



BELLETRISTIK.

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Im Jahre 1804 waren die Wallbrunn's ins Schloß zurückgekehrt und schlossen sich später, wie alle Adligen und der Hof in Darmstadt und Homburg, dem neuen Kaiser von Frankreich an. 1807 starb der alte gnädige Herr. Die gnädige Frau zog fort, die Tochter hatte geheiratet und nur ein Kastrellan blieb mit dem früheren Zeremonienmeister zurück. Beide waren aber alt und der Zeremonienmeister, der auch Musikus war, wäre gar froh gewesen, wenn er jemanden Musikhunden hätte erteilen können. Aber wer wollte, damals Musik treiben? Es waren harte Zeiten und die Bauern hatten auch in guten Tagen nichts davon wissen wollen. Nun, um's kurz zu sagen, ich rate dem Joseph, droben im Schloß den Musike Veron aufzufinden und mit dem zu sprechen. Aber er sagte ungeduldig, daß er entweder bei mir lerne oder überhaupt nicht.

So kam er denn jede Woche einen über den andern Tag hierher, und lernte mit großem Fleiß Gitarre. Da kam das Unglück mit der Bepp. Sie starb; bald darauf folgte ihr die Mutter ins Grab, und die Musik hörte auf in Löw Partenheim's Haus. Das waren schreckliche Zeiten. Nur wer selbst so was erlebt hat — Gott möge euch davor bewahren — kann einem nachfühlen, wie es da auf einem liegt. Man muß immer tief Atem holen, weil man das Gefühl hat, daß man keine Luft bekommt. Unsere schöne süße Bepp, der Stolz der Familie und der ganzen Gegend, kaum vierundzwanzig Jahre alt, tot, die brave, gute Mutter tot, unser Haus, so groß und weit, auf einmal so still, so still! Unser Vater ging noch öfter wie sonst nach Udenheim, um sich bei seinem Großvater Ruhe und Trost zu holen. Dort war auch die Trauer eingelehrt, um den Sohn Meier, der in Amerika gestorben war. Wohin wir blickten, Leid und Weh. Und doch war das erst der Anfang.

Joseph Nachmann ritt aber wie sonst fast jeden Tag von Langenlonsheim herüber. Einmal kam er wieder, band sein Pferd draußen vor dem Tor an und betrat gleichzeitig mit Marum, Eurem Großvater, den Hof. Daß ich's nicht vergesse, Euer Großvater war damals schon verheiratet, wohnte droben nach dem Hof zu und hatte sein erstes Kind, — hier wandte sich die Tante zu mir — Deine Mutter, bekommen. Die war ein paar Wochen alt, und ich pflegte Mutter und Kind. Wie gesagt, kamen beide zum Hofe herein, wo Deine Großmutter mit ihrem kleinen Mädchen saß. Ich trat eben aus der Tür, da kam der Joseph auf mich zu, flüsterte mir etwas ins Ohr, was ich nicht verstand, schloß mich an der Hand und ging mit mir in den fast immer dunklen Hausflur. Dort ließ er meine Hand los, legte seine Hände auf meine Schultern und fragte mich: „Treinechen, siebes gutes Treinechen, kannst Du mich lieb haben? Das will ich Dich fragen. Ich möchte, daß Du mich so recht lieb hättest. Drum frag' ich Dich, kannst Du mich lieb haben?“

Ich war ganz erschrocken, sodaß ich erst vor lauter Herzklopfen nicht sprechen konnte. Dann aber, wie er, so groß und stark er war, wie ein Kind ganz demütig vor mir stand, schlossen mir die Tränen in die Augen. Ich wußte noch immer nicht, wie mir war, aber daß man den Joseph lieb haben konnte, das war ja gar nicht schwer. So antwortete ich denn endlich: „Gewiß kann ich Dich lieb haben, und ich werde Dich auch lieb haben, und von jetzt an immer mehr.“ Da beugte er sich zu mir, küßte mich, und ich küßte ihn wieder, und wir waren mit einander verlobt. Dann gingen wir Hand in Hand, wie zwei Kinder voller Glück, in den Hof, wo Euer Großvater stand. „Sie hat mich lieb, sie will mich,“ rief Joseph ganz laut in den Hof. Da antwortete Marum, Euer Großvater, „Majestät!“ und begann zu weinen. „Ach, wenn das unsere Schwester Bepp erlebt hätte,“ schluchzte er, „und unsere geliebte Mutter!“ Auch uns allen rannen die Tränen die Wangen herab. Wäre jetzt der Mendel, Eures Großvaters und mein Bruder dagewesen, wäre mein Glück vollkommen gewesen. Aber die beiden Brüder vertrugen sich niemals lange. Euer Großvater war trotz seiner Güte immer ein jähzorniger Mensch gewesen, und Euer Großonkel, der Mendel, immer rechthaberisch. Jetzt waren sie gerade wieder mal böse miteinander.

Ich ging hinauf auf meine Kammer und kleidete mich so an, als wollte ich ins Schloß. Dann gingen wir beide, Joseph und ich, durchs Dorf, unsern Vater entgegen, der wieder einmal nach Udenheim gefahren war. An allen Türen und Fenstern blickten uns die Leute verwundert nach: Nun wußten's ja alle, daß ich Joseph Nachmann's Braut war. Wir hatten nicht sehr weit zu gehen, da sahen wir unten auf der Chaussee des Vaters Kalesche, die langsam

herauf fuhr. Ich hab' es aber eilig gehabt, denn mein Herz war voll, und ein Glücksgefühl stieg in mir auf, das mich sehr, sehr glücklich machte. Manchmal glaubte ich, ich sei ein ganz anderes Wesen geworden in der letzten Stunde, und ich sei nicht noch bei mir. Und der Joseph ging still neben mir her und sah mich nur von der Seite an; ich fühlte es, wenn ich auch nicht zu ihm hinblickte. Aber bei all' meinem Glück, meiner Freude, die ich selbst noch nicht begriff, fehlte mir jemand, mit dem ich hätte sprechen können oder lachen oder weinen, oder springen und tanzen. Ach, warum lebte die Mutter nicht mehr? Oder die Bepp? Wie ich so alles überdachte, da sind wir auch schon beim Vater angelangt, denn wir waren, ohne es recht zu bemerken, schnell die Chaussee hinabgeköhlt.

Der Vater streckte uns die Hände entgegen, die wir beide küßten; er schien völlig vorbereitet und gar nicht überrascht. Wie ich ihm aber die Hand küßte, und er mit der anderen mir über das Haar strich, da kam es über mich, als sei ich plötzlich ganz vereinsamt. Ich schrie laut auf: „Vater, warum gibst Du Deinem Kinde keinen Kuß? Bin ich Dir nicht so gut, wie die Bepp?“

„Ich hab' ja nur Dich, Vaterchen, und keine Mutter mehr, und Du gibst mir, Deinem Kinde, keinen Kuß, wo ich doch nun Kalle bin?“

Kaum hatte ich das gesagt, da war der Vater auch schon aus der Kalesche, legte seine beiden Arme um mich, und drückte mich fest an sich. Ich weinte an seinem Hals, und wir küßten uns, und küßten uns immer wieder von neuem. Dann küßte er auch den Joseph, und sagte zu ihm: „Joseph, Du hast nicht hinter meinem Rücken mit meiner Tochter gekuschelt (heimlich getan), wie der Horreweilkerer mit meiner Bepp getan hat. Du hast zuerst mit meinem Marum geredet und Dein Vater mit mir. Du hast meiner Treinele vorher nichts geschrieben und nichts gesagt. Das war schön von Dir gehandelt. Sie ist zwar erst 17 Jahre alt, aber doch kein Kind mehr. Jetzt kannst Du ihr meinethwegen auch schreiben und mit ihr reden, was sich Güssen und Kalle (Brautgarn und Braut) zu sagen haben.“

Der Joseph antwortete dann: „Seid mir's mooschel (entschuldiget) Ach Löw, ich sag' Euch Jesajcher loach (Danke) für Eure Lieb zu mir; aber zu schreiben werd' ich der Treinele nicht viel haben, ich sag' ihr alles selber. Wenn ich mit 'nem Boten 'nen Brief schicke, dann werd' ich wahrscheinlich mein eigener Schlach sein.“ Der Vater lächelte und klopfte ihm auf die Schulter.

Spät abends ist der Joseph heim geritten, der Vater, Marum und ich gaben ihm bis an die Kreuzchausee das Geleit. Unterwegs haben sich noch eine ganze Menge Leute angelgeschlossen, teils aus Neugierde, teils aus Freundschaft, auch aus Stutzweil. Am nächsten Morgen schon in aller Frühe kam Nachmann's Knecht aus Langenlonsheim, und brachte einen Brief an mich.

Hier machte die Großtante eine längere Pause. Ihr Haupt senkte sich und ich sah Tränen in ihren Schloß fallen. Wir wagten nicht zu sprechen, und warteten ruhig ab, bis die Greisin fortfahren würde. Da wandte sie sich zu mir, und begann seierlich: „Ich hab' einmal eine Zwote (letzten Willen) gemacht, daß mir, wenn mich einst der liebe Gott abgerufen haben wird, ein Kästchen mit in den Dron (Dron) gegeben wird, das droben im großen Schramm steht, und alle Briefe von meinem Joseph enthält. Zuletzt hab' ich mir's anders überlegt, das Kästchen mit den Briefen soll eines von Euch bekommen, als Andenken an mich, Eure alte Großtante. Ihr sollt' daraus erlernen, wie man das Schicksal ertragen muß. Aus diesen Briefen ist viel zu lesen, viel zu lernen, doch müßt Ihr größer und älter sein, wenigstens zwanzig Jahre, ehe Ihr sie kennen dürft. Alles, was ich jetzt nicht schildern kann, steht darin. Euch erzähl' ich jetzt nur, wie ich geheiratet hab', wie mein Mann fort ging, fort mußte, und bis auf den heutigen Tag nicht zurückgekommen ist.“

In der Stube begannen die Schatten der Dämmerung zu wehen, und verdichteten sich, und schlichen fachte und allmählich bis zu uns heran. Aus diesem weichen Dunkel leuchtete die Haube der Tante mit den bläulichen Bändern und das helle Kleid meiner Cousine, welche ihr Köpfchen in den Schoß der Tante gelegt hatte. Das weiße Gesichtchen schimmerte wie ihre weißen Arme, die unter ihrem Haar gekreuzt lagen. So saßen wir stumm und blickten zu dem geöffneten Fenster hinaus ins Freie, wo auf den Fittigen der Dämmerung der Sabbat sich flügelte, um zu entfliehen. Mit dem wehmütigen Gefühl, das beim Versinken eines scheidenden Tages unsere Seelen bestrahlt, uns mit abnungsvollen Bildern erfüllt, verharrten wir noch lange stumm beisammen, bis völlige Nacht uns umgab.

V.

Am darauffolgenden Tage zogen dunkle Wolken herauf, die ein nahendes Gewitter ankündigten. Trotzdem ging der Großvater, wie alle Sonntags zu Voruch in die Untergasse, wo die Leute, meistens ältere Männer, zusammentamen und Karten spielten. Seine lange Pfeife in der einen, seinen Tabaksbeutel in der anderen Hand, machte sich der Großvater hemdärmelig dahin auf, um dem Spiele zuzusehen. Nicht selten entflanden unter den Männern Jänkereien, und die Gewinnenden mußten sich manche Seidelchen gefallen lassen. Denn, wenn auch noch so kleine Einsätze gemacht wurden, so wollten die Verlierenden doch wenigstens die Genugtuung haben, daß sie ihren glücklicheren Gegnern den eingefrichenen Einsatz mit spigen Neden weiblich verleiden. Und darin lag für die übrigen, die sich nicht an dem Spiel beteiligten, das größte Vergnügen.

Um sechs Uhr wurde das einfache Nachtmahl eingenommen, worauf sich der Großvater nochmals in das „Spielhaus“ begab, welches die Leute im Dorfe nach dem berühmten Bade- und Spielort Homburg nannten. Um acht Uhr war das Gewitter vorüber, aber der Regen hielt an. Wir gruppieren uns, wie Tags zuvor, um die Großtante. Sie erkundigte sich, wo sie ihre Erzählung abgebrochen, und begann:

„Also, der Vate brachte einen Brief, in dem Josephs Vater seine Freude ausdrückte, der Mechtuten (Verschwägerter) Löw Partenheim's zu werden. Er wünschte Glück und Segen zu unserer Verlobung, und kündigte an, daß er mit seinen Kindern am folgenden Abend zum Knaß (Verlobung) kommen werde. Inzwischen sollten Joseph und Marum nach Mainz fahren und dort zwei, Ringe laufen. Weil erst kurze Zeit nach dem Tode unserer Mutter und der Bepp verstrichen war, so sollte keine große Festlichkeit stattfinden. Wenn aber der liebe Gott alle gesund am Leben erhalte, dann werde es eine Chajne (Hochzeit) geben, wie noch keine zuvor gefeiert wurde. Wie er so schrieb, hatte er sich gewiß nicht gedacht, daß wirklich nie zuvor eine solche Chajne stattgefunden habe. Gott möge alle braven Menschen vor so 'ner Hochzeit bewahren, wie leider meine war.“

Die Großtante seufzte tief auf, rüttelte ihre Haube zurecht und fuhr fort: „Eins muß ich aber doch sagen und dafür Haischem Nisborach (Vorsehung) dankbar sein: Einen so glücklichen Brautstand, wie ich ihn gehabt habe, gibt's nicht oft. Aber auch diese glückliche Zeit im Leben eines jungen Mädchens sollte mir mit Bechnut verjagt werden. In Kabeleth steht geschrieben: „En jisron tachas haschomesh, es gibt nichts Vollkommenes unter der Sonne“. Es war keine laute, belle Freude, wie sie sonst herrscht, wo 'ne Kalle im Hause ist. Das hätte ja auch gar nicht sein können. Wenn die Mutter tot ist, dann ist's gerade, als sei uns etwas aus dem Herzen gerissen und etwas zerprengt worden, was nicht mehr zusammengebracht werden kann. Man vergißt's zuweilen für kurz, manchmal auch für länger, aber dann kommt ganz plötzlich etwas über uns, und wir werden mit Schrecken inne, daß uns das Beste und Schönste fehlt, was wir auf Erden je besaßen. ... Nicht weniger traurig ist's, wenn der Vater stirbt. Dann ist's, als sei plötzlich ein großes Licht vor uns ausgelöscht worden. Alles tut uns weh, was uns sonst erfreut hat. Der blaue Himmel, der Sonnenchein, das neue Grün, das Blühen im Felde und Garten, kurz alles, was sonst freudig stimmt, vergrößert unser Leid. Wir begreifen plötzlich gar nicht, wie die Natur sich erneuern und wiederbeleben kann, und unsere Liebsten in der Erde zerfallen. Nachts zumal, wenn uns das Dunkel umgibt, überkommt es uns, wenn wir zuvor noch so fröhlich waren; die sind tot, die sich am meisten mit dir gestreut hätten. So ging es mir. Jede Nacht dachte ich; wenn jetzt meine süße herrliche Bepp hier mit mir, wie einst, in der Kammer schlief, und ich ihr alles erzählen könnte, was ich so denke, oder meine Mutter läge da nebenan, statt draußen auf dem guten Ort. Wer wäre da glücklicher als ich! Und doch, Kinder, gibt es etwas, was noch schlimmer ist, als die Gewißheit des Todes, nämlich, die Ungewißheit des Todes. Das kann einem Menschen das Herz zer-mürben; nicht zu wissen, ob einer von unseren Nächsten und Liebsten lebt oder tot ist, ob er längst begraben ist, oder irgendwo in Kummer, Hunger und Krankheit dahinsiecht. O Gott, o Gott, wie hart ist eine solche Prüfung!“

(Fortsetzung folgt.)



BELLETRISTIK.

71

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Rahn.

Die Stimme der Greisin bebte leise, sie konnte ein kaum hörbares Schluchzen nicht unterdrücken. Als wir die geliebte Großtante, das Weinen schwer unterdrückend, so gerührt sahen, stieg es auch uns vom Herzen in die Augen, und wir Kinder, rasch mitempfindend, wir begannen zu schluchzen, bis mein Väschen sich erhob, seine Arme um den Hals der alten Frau legte und sie innig küßte. Wir beiden Knaben erfahnten die Hände der Greisin und drückten unsere Lippen darauf.

Nach einer Weile begann sie wieder: „Mit Ausnahme von Schabbas, kam mein Bräutigam fast jeden Tag hierher. Manchmal fuhr ich Freitags nach Langenlonheim, und blieb dort bis Sonntag abends. Wir benutzten dabei unsere Kalesche, und wenn diese, wie meist, mit noch mehr Gästen gefüllt war, dann ritt mein Bräutigam daneben her und scherzte mit uns allen. Die Wamel begleitete mich oft nach Langenlonheim, was der Rafael Rahn, ein Verwandter der Nachmanns, am liebsten hat. Wie waren wir da jedesmal so vergnügt!“

Wenn mein Joseph sich auf den Heimweg begab, dann begleitete ich ihn bis an die Kreuzschaufer. Dort nahmen wir Abschied, und winkten einander so lange zu, als wir uns sehen konnten. Dann blieb ich noch lange stehen und betete still, daß er gesund heim- und wiederkehren möge. Dort an der Kreuzschaufer haben wir zuweilen lange hingesehen und entzündet in diese schöne Gottesnatur geleuchtet. . . .

Nach einer Weile fuhr die Tante fort: „Da sah man ins Alsenz, ins Münsfelderthal, in die Pfalz, vom Donnersberg bis zum Hunsrück. Mein Joseph ist all sein Leben ein feiner Mann gewesen. Was schön war, hat ihn entzündet. Da sagte er, wie wir so Arm in Arm gehend an der schönen Landschaft uns ergötzen, wo alles in Farben und Sonnenschein lag, zu mir: „Treinlechen, wenn ich je einmal von Dir länger fort müßte, hier, an der Stelle, sollst Du auf mich warten; hier möchte ich von Dir begrüßt sein. Und wenn ich lange von Dir fern bleiben müßte, so kam ich nur Freitags kurz vor Schabbas zu Dir. So schön, wie es am Freitag-Abend und Schabbas bei Dir ist, kann es nur noch in Gan-Gen sein. Also, nur Freitag mittags und an diesem Platz magst Du auf mich warten.“

Ich war ersaunt, den Joseph so reden zu hören und meinte: „Mit Gottes Willen wirst Du nie lange von mir fortbleiben müssen. Entfernung ist der Liebe Tod. Wir wollen beisammen bleiben. Darauf sagte er: „Amen.“

Im Winter haben wir an meiner Ausstaffierung gesponnen und genäht. Abends sind meine Freundinnen gekommen, haben ihre Spinnräder mitgebracht und ihre Väterchen; bald darauf fanden sich unserer Brüder Freunde ein, so daß beim Spinnen und Nähen keine Langeweile war. Eines Tages erschien der Schreiner Peter und nahm Maß für die Möbel, denn unsere Stuben und die Langenlonheimer hatten dieselbe Größe. Der Schreiner Peter sollte eine Bankfiste (eine Art hölzernes Kanapee, das Tags über als Bank, nachts als Bett diente), einen großen Kleiderschrank, drei Tische und zwölf Stühle, einen Armlehnstuhl, zwei Betten und zwei große Truhen machen. Dazu brauchte er wenigstens sechs Monate Zeit. Am Tagbeomer (der dreihunddreißigste Tag im Omer) 1812 sollte die Hochzeit stattfinden.

So kam das Frühjahr herbei, und bald danach Pesach. Der Schreiner Peter hatte allgemach das meiste Möbel fertig gestellt und begann schon zu polieren und lackieren. So oft mein Joseph nach Haus ritt, blieben wir am Fenster des Tischlers stehen und betrachteten die Möbel, die einst unseren Hausstand bilden sollten und freuten uns immer wieder wie die kleinen Kinder. Der Peter versicherte uns jedesmal, wenn wir in seine Werkstätte traten, daß selbst drüben im Schloß kein besser gearbeitetes Stück sei, als hier von seiner Hand verfertigt würde. Noch hätte niemand in der Gegend alles von Eisenholz verfertigt bekommen, und daß sei das Holz, das die meiste Anstrengung verursache.

Wir zählten die Tage bis zu unserer Hochzeit. Meine Freundinnen überlegten schon, was für Kleider sie sich machen und tragen wollten, die Jungen, mit welchem Mädchen sie tanzen würden; die Nähammeln bestimmte bereits in den Häusern die Tage, wo sie zum Arbeiten kommen würde, kurz, weit im Umkreis bereiteten sich die Leute auf meine Hochzeit vor. Wir rechneten auf wenigstens dreihundert Gäste. Drei Wochen vorher wurde an jedem Schabbas, nachdem der Gottesdienst aus war, in

allen Synagogen der Gegend vom Lehrer oder Barneß (Vorleser) verordnet: „Am Tagbeomer macht Löw Partenheims Treinle Chafne und läßt ganz Ras'l braten; kommt all' mit'nander, Ihr Leut', und jeder soll Löffel, Messer und Gabel mitbringen!“

Sargen Fräntel in Mainz war damals die berühmteste Schneiderin; sie selbst nannte sich tailleurse parisienne. Alle zwei Jahre ging sie auf ein paar Wochen nach Gelnhausen bei Fulda zu Verwandten. Kam sie dann zurück, so sprach sie anfangs kein Wort deutsch, und erzählte, sie sei in Paris gewesen und habe sich die neuesten Moden angeeignet. Sargen Fräntel sollte mein Brautkleid machen, und sie hat es sehr schön fertig bekommen. Es war aus blaßgelbem Damast mit schönen eingewirkten Blumen. Doch was erzählt ich daran? Am Schabbas darauf wurde dem Vater in der Schul' (Synagoge) übel, und er konnte nicht mehr bis zum Schluß bleiben. Totenbleich kommt er nach Hause und setzt sich in den Lehnstuhl. Er klagt über Kopfschmerz und Schwindel; dabei wird er immer blässer. Zufällig war der Joseph über Schabbas bei uns, der jagt den Knecht nach Wörststadt zum Doktor. Der Knecht reitet so schnell er kann zum alten Turell, der auch nach kaum einer Stunde angefahren kommt. Dann hat der Knecht schnell wieder einen anderen Gaul bestiegen und ist nach Wörststadt zurück in die Apotheke, um Arznei und Blutegel zu holen. Es hat aber nichts genützt. Der Vater konnte kaum mehr lispeln. Nach Mincha ging es langsam zu Ende mit ihm. Er war bei vollem Bewußtsein, wurde aber zusehends schwächer. Da kamen denn die Ghevara-Männer, um dem Vater die Scheimes (Sterbegebete) vorzulegen. In mir war alles wie erstarrt und starr. Ich konnte es nicht fassen, daß der Vater sterben würde. Die Brüder weinten und schloßten, dem Joseph strömten die Tränen über's Gesicht, nur ich konnte nicht weinen. Ich hielt die Hand des Vaters umfaßt und sah mit weitaufgerissenen Augen in sein schönes, vornehmes Gesicht mit den unendlich gültigen Augen, die mich beständig anblickten. Da stülpte ich plötzlich, wie ein Schauer durch seinen Körper ging und seine Hand leise zitterte. Im selben Augenblick riefen die Männer „Schma Jisroel“ und noch einmal, und noch ein drittes Mal. Ich habe aber die ganze Stube voll Männer überschrien, denn ich erwachte wie aus einem furchtbaren Wahn. Ich hatte einen merkwürdigen, trübseligen Gedanken: Der Vater hat die Bepp lieber gehabt als mich, er will zur Bepp. Da fing ich an zu schreien und zu jammern: „Vaterchen, Vaterchen, warum willst Du Dein Kind verlassen? Warum hast Du die Bepp lieber als Deine Treinle? Vaterchen verlaß Dein arm' Kind nicht!“ Ich wollte dem Vater in die Augen blicken, da sah ich, wie die Lider langsam herabfielen; ein grauer Schatten, ein richtiger Schatten hatte sich auf sein gutes Gesicht gelegt. Ich wollte mich über ihn werfen, ihn warmküssen, da zogen mich ein paar Arme sanft zurück. Es war mir, als wenn ein Donner in meine Ohren schlug, als die Männer laut: „Voruch! schelm! l'wood malchussau loelam woed riefen.“

Unser Vater war tot. Ich wollte und konnte es nicht fassen. Ich doch heute noch lebhaft vor Augen, wie er rüstig und vergnügt zur Schul' geht und in seiner stolzen Art durch die Gasse schreitet. Er hatte schwarze Sammethosen an, weiße Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen, einen blauen Frack mit silbernen Knöpfen und eine feingebänderte Weste, hinter der das weißgekreuzte Hemd mit den hohen Vatermördern wie eine Blüte hervorah. Ich reichte ihm noch sein Barett, und so ging er mit den drei Jungen fort, um als Sterbender nach Haus zu kommen. Und kaum war der Sabbat aus, da lag auch schon Löw Partenheim, der vornehmste, reichste und wohlthätigste Mann der ganzen Gegend, auf einem Bund Stroh auf der Erde, mit den Füßen gegen die Türe, ein kleines Licht zu Häupten, verdeckt von einem schwarzen Tuch.

Die Tante schwiegte hier, und wir Kinder, denen schon seit einer Weile die Tränen über das Antlitz rollten, wischten uns verfloßen die nassen Wangen. Wir glaubten, die Tante wollte heute nicht weiter erzählen. Sie hatte den Kopf in die Hand und diese auf den Lehnstuhl angelehnt und schien über etwas nachzudenken. Wir warteten geduldig, bis sie fortfuhr:

„In der Zeit habe ich so recht die edle Natur meines Bräutigams kennen gelernt. So lange der Vater noch im Haus war, versuchte er nicht, mir Trostworte zu sagen. Er überließ mich ganz meinem Schmerz, der nur noch größer und bitterer ward, wenn die Leute zur Anseht zu trösten versuchten. Während der Schiwwo (die sieben Trauertage) blieb er bei uns,

und wußte mit großem Zartgefühl die Leute zum Weggehen zu bestimmen, sobald er merkte, daß ihr Besuch zu lange zu werden anfing und sie in der guten Absicht, zu trösten, oft nur noch das Leid vergrößerten. Im Unterlassen, ihr Kinder, liegt oft mehr Bildung, wie im Tun; die wenigsten Menschen wissen zur rechten Zeit aufzuhören, denn es ist das eins der größten Künste. . . . Doch ich will mich nicht selber unterbrechen. Solange die Leute noch kommen und man von morgens bis abends auf dem Fußschemel sitzt und im Esfer schaiim¹⁾ liegt, fühlt man noch gar nicht so, was für Schreckliches einem durch den Tod passiert ist. Aber nach einer, nach zwei und drei Wochen, wenn man wieder mehr allein ist, wenn man auf den Stuhl sieht, auf dem der Heimgegangene gesessen und der jetzt leer bleibt, wie sein Platz am Tische, wenn man überall auf Gegenstände stößt, die der Tote einst benutzt hat, wenn man nachts die Türe schließt, und sich denkt, da draußen liegt einer, von denen, die sonst hier im wohlberregelten Hause schliefen, dann wird es einem schrecklich zumute. Da liegt man nachts im Bett, man hört den Regen fallen, und denkt, jetzt regnet's auf das Grab, und der Wind, der draußen pfeift, umhaucht jetzt seinen Hügel, und Du liegst hier unter einem schützenden Dach, während Dein Bestes, was Du auf Erden beisehen, unter den vielen Toten zwischen den Steinen und Gräbern liegt. Wohl dem, der dann noch in seine Kissen hineinweinen kann und den seine Tränen in den Schlaf tauchen! Was aber dann das Schlimmste von allem ist, daß sind die Fragen, die man an sich selber stellt: ob man dem Toten auch Genüge getan, solange er bei uns weilte, ob man ihn nicht zu Unrecht getränkt, ob man ihn genug geliebt, ihm nicht wehe getan hat. Man mag zu jemandem im Leben noch so gut gewesen sein, man entdeckt doch später Lücken, die man nicht mehr gut machen kann. Wehe dem, der sich dann zu der Schuld bekennen muß! Auch ich habe mir solche Gedanken gemacht. Ich dachte zuweilen, mein Vater habe die Bepp lieber gehabt als mich. O, wie unrecht, wie schlecht war das von mir! Wie konnte ich nur so denken von dem edlen Menschen! Und wie unrecht tat ich gegen meine süße, schöne Schwester! Ich war noch zu dumm und zu jung, um zu begreifen, daß Eltern ein unglückliches Kind doppelt lieb haben. Satten sie doch Bepp lieb haben müssen, weil sie nicht nur so engelgleich schön, sondern auch so engelhaft gut und fromm und so a. a., arg unglücklich war! Möge mir Gott und mein Vater die fündigsten Gedanken verzeihen; die Bepp hat mir's schon sicher verziehen. . . .

Ich gab mich ganz meiner Trauer hin, und mein Bräutigam ließ mich in allem gewähren. Er kam jetzt jeden Tag hierher, und ich begleitete ihn jeden Tag bis an die Kreuzschaufer, wenn er fortging.

Eines Tages kommt mein Bruder Marum, die- weil ich im Hofe saß und buttere — der Joseph stand bei mir — und sagt, man müsse doch daran denken, daß wir heirateten. Auch der alte Nachmann, der nicht mehr gehen konnte und oft bettlägerig war, wollte seine Schwiegertochter endlich bei sich haben, denn der Neubau war längst fertig, und es schelte eine Frau im Hause. „Gut“, sagte mein Bräutigam, „die Treinle soll den Tag bestimmen; überlegen wir gleich miteinander.“ Was ist da viel zu überlegen?“ warf Marum ein. „Da es Tag b'omer nicht sein kann, dann gleich nach Kontef.“ Von einer großen Hochzeit war keine Rede mehr.

Das war so im Mai. Einige Wochen darauf zog mächtig viel Militär ins Land. Die Leute wurden ängstlich, man ahnte, daß etwas Großes komme und wußte nicht was. Auf der Mairie erschienen Offiziere, und in den Dörfern wurden unter den jungen Leuten Zählungen vorgenommen. Jedes Departement und jeder Kanton sollte Musterung halten und Soldaten stellen. Nun gab es große Verwirrung wegen der Heerespflichten. Manche jungen Männer, die mit zwanzig Jahren und auch früher geheiratet hatten, sollten Soldat werden, und ledige Leute, die über fünf und zwanzig Jahre zählten, hätten zu Hause bleiben dürfen. In den Städten, auf dem Lande, kurz, überall herrschte Verwirrung und Verwirrung. Es war kein richtiges Geseß, und alle paar Meilen gab es andere Bestimmungen und Auslegungen.

(Fortsetzung folgt.)

¹⁾ Ein religiös-philosophisches Wort für Trauernde.



¹⁾ Wenn ein Sterbender den letzten Atemzug getan, sagen die Anwesenden diesen Spruch.

BELLETRISTIK.

8]

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Die Franzosen hatten allerdings Listen über die jungen Männer; oft aber zogen sie einfach durch die Gassen und aufs Feld und holten die kräftigsten Leute von der Arbeit hinweg und steckten sie unter die Soldaten. Von Woche zu Woche wurde das ärger, und wenn die Leute von weitem einen Trupp Franzosen kommen sahen, liefen sie schnell und benachrichtigten die übrigen. Dann versteckten sich die Burschen auf den Heuboden und hinter den Häusern im Keller, bis die Soldaten fort waren. Da kam — es war am Schabbas vor Schwuos, ein Tag, der mir nicht aus dem Gedächtnis schwinden wird — der Marum, Euer Großvater ganz verflört und blaß aus der Schul', und mit ihm Bruder Mendel. Das Blut starrte mir vor Schrecken, wie die beiden so totenbleich ins Haus kamen. So war auch der Vater aus der Schul' heimgekommen, wie er sich zum Sterben hinflegte. Mir war die Kehle zugeschnitten, ich konnte nichts fragen. Wenn der Marum und der Mendel sich miteinander vertrugen, dann mußte etwas Ernstes oder Trauriges im Anzug sein. Und jetzt sahen sie sich an, als wollte einer von dem anderen Mut gemacht haben. Endlich hatte ich mich gefaßt und fragte, was passiert sei. Statt aller Antwort sagte der Mendel: „Treinele, Du mußt Chassine machen, bald, schnell, gleich nach Jontef.“

Nun war ich ein Mädchen von achtzehn Jahren, hatte ganz gut für zwanzig gelten können; und viel Gutes, noch viel mehr Böses, gelitten, hatte Schwester, Mutter und Vater ins Grab sinken sehen. Da hielt man sich schon fester auf, wie in jedem Glück. Ich fragte einfach: „Warum mit einmal so plötzlich?“ „Ein kaiserliches Edikt ist herausgekommen“, sagte Mendel, „daß alle lebigen Männer bis zu dreißig Jahren zu den Soldaten müssen; die verheirateten dürfen noch zu Hause bleiben.“

Bald darauf, so gegen zehn Uhr, als die Schul' aus war, kamen sämtliche Männer im Dorf zu uns, alle in größter Aufregung. Der Barneß hatte den Leuten anempfohlen, nach Schul' in Löwi's Haus zu kommen. Die Sache war nämlich so gekommen: Es traf ein Schreiben beim Bürgermeister ein, daß außer allen Ortsbewohnern auch die Juden in ein Register notiert werden müßten. Jeder Familienvater und jede Witwe mit erwachsenen Kindern sollte sich beim Maire einfinden und ihren Familienbestand angeben. Tag und Stunde, wann die Meldeangaben zu machen seien, würde durch die Ortschelle bekannt gemacht werden. Nun war ein solcher Mann vom Disputieren, Vermuten und Prophetieren, daß man sein eigenes Wort nicht mehr vernehmen konnte. Da schrie ein Mann laut: „Ruhe, Ihr Leute, jetzt seid alle still, und hört mir zu!“ Man horchte auf und der Jöfel begann eine große Rede. Er erklärte, das Edikt besage, daß der Kaiser nach Aufstand marschieren wolle und viele, viele Soldaten brauche. Da es in dem Edikt heiße, daß vorläufig nur die lebigen Männer fort müßten, so sollten, rief Jöfel, die Eltern so schnell wie möglich ihre Söhne verheiraten. Die ganze Gegend sei voll mit braven, gesunden und schönen Mädchen; gerade darin sei die Pfalz berühmt. Man sollte sich nicht zu lange befinden, denn die Mädchen würden jetzt noch rarer wie seither die Jungen gewesen. So ernst die Verhältnisse waren, mußten die Leute dennoch lachen, wie der Jöfel die Mädchen so schön an die Männer rekommandierte.

Allgemein waren auch viele Weiber hinzugekommen, die Stube war ganz angefüllt von Menschen, und obgleich alle von banger Sorgen erfüllt waren, begannen sie doch wieder laut zu reden und zu lachen. Die Eltern, welche Töchter hatten, waren nicht sehr traurig, im Gegenteil. Anstatt eine Redan (Mitgift) mitzugeben, schienen sie gut Lust zu haben, von den Männern eine zu verlangen. Wie der Spektakel in der Stube nun wieder arg wurde, klopfte der Jöfel mit der Faust auf den Tisch und gebot nochmals Ruhe. Dann sprach er wieder: „Ihr wißt doch, daß die Leute in der Gegend anfangen, gegen die Zaroffim (Franzosen) rebellisch zu werden. Sie wollen ihre Söhne nicht vorführen und in den Krieg schleppen lassen. Je mehr vom französischen Militär jetzt hier fortgeht, um so rebellischer werden die Menschen. Beavaunaufschu horabbim (so viel wie: leider) haben sich auch die Juden auf dem Lande an die Bauern angeschlossen und gegen das Malchus (Regierung) aufbegehrt. Ihr wißt doch, Ihr Leute, daß vorige Woche die Bauern in Schornheim, in Essenheim, in Nieder- und Oberwim mit Mistgabeln, Sensen und Drecksflegeln aufs Militär losgegangen sind, und ihm die Burschen wieder abgenommen haben, die die Soldaten fortschleppen wollten. So haben sie in Schornheim ein Biquet Soldaten aus dem Dorfe

getrieben und mit schweren Steinen beworfen. Der Schimme Schornheim, dieser Raffist (Kaufbold) hat die Bauern angeführt. Von Schornheim sind sie nach Stadeln und dort hat der Salme, der auch ein Raffist ist, die Bauern angeführt.“

Jetzt ist auf den Dörfern überall losgegangen, wo sich die Soldaten sehen ließen, und die jungen Männer abschnitten wollten. Vor lauter Ejnde, daß sie gefiegt hatten, haben sich am Donnerstagabend die Schornheimer und die Stadeln Bauern total schicker getrunken. Einerweise haben sie den Wein herbeischleppen und ausgetrunken. Der Schimme Schornheim, der Salme Stadeln und Löbchen Wandschheim waren so schicker, daß sie keine Hand mehr rühren konnten. Alles Böse kommt davon, wenn Schindim schaffenen (saufen). Alles in den Dörfern war voll Lust und Wein; die Leute blieben bis Mitternacht zusammen und tanzten, sangen und tranken, als wären die Soldaten schon alle aus dem Lande. Nun, Ihr Leute, kommt meine böse B'jure (Nachricht). Gestern Mittag, wie die Leute noch halb in ihrem Schilures (Schlaf) waren, kam ein großer Haufen Militär, jodas die Chauffeur schwarz von ihnen war. Sie haben die Dörfer in aller Stille besetzt, die jungen Leute ausgehoben, den Schimme, den Salme und Löbchen haben sie gebunden und gefesselt, mit den andern in die Mitte genommen und nach Mainz geführt. Die Bauern sollen gebrandschagt, die Burschen unter die Soldaten gesteckt, der Schimme Schornheim und die zwei Stadeln aber als Landesverräter und Rebellen diese Woche noch vor dem Weisenauer Tor an der Citadelle erschossen werden.“

Kaum hatte Jöfel dieses traurige Schicksal der drei Männer erzählt, da brachen alle in lautes Weinen und Wehklagen aus. Der Schimme Schornheim war allerdings ein Kaufbold, aber sonst so gutmütig wie ein Lamm, und hatte ein Herz aus Gold. Was sollte aus seinen fünf kleinen Wäremchen werden? Salme hatte nur drei Kinder, Löbchen war ledig. Der liebe Gott muß ihnen den Verstand verwirrt haben, daß sie sich gegen die Franzosen auflehnen konnten, behaupteten die Leute.

Witten im Weinen und Jammern fing der Jöfel wieder an: „Ihr Leute, laßt uns heut' noch in der Schul' T'hilim (Psalmen) sagen, und einige von Euch müssen nach Jugenheim, oder Ober-Saulheim und Udenheim gehen, daß die Leute dort heute noch alle Talmine (Bittgebete) sagen und morgen und Montag fasten sollen. Morgen, Montag und die andern Tag', bis Jontef soll's in der Schul' hergehen, wie am Tische bean't, abends soll ausgehoben und gelaiant werden. Die Männer sollen bis nachts fasten, die Weiber und Mädchen wenigstens bis Mittag.“ „In der Seftzeit darf man gar nicht fasten, du Amhoraz“, schrie der alte Feivel dazwischen. „Nun, dann sagen wir nur Talmim und Tschirna“ gab Jöfel nach, da der Feivel als Gelehrter galt und die Leute auch vom Fasten nicht gerne reden hörten. „Jetzt sollen alle Weiber aus der Stube gehen, wir Männer wollen beraten, was wir für unsere armen betörten Brüder tun können“, fuhr dann Jöfel wieder lauter fort.

Unter fortgesetztem Stöhnen, Klagen und Weinen verließen die Frauen das Zimmer, und die Männer blieben allein. Sie beschloßen, daß aus den nächsten Dorfgemeinden Boten nach allen Plätzen in fünf Meilen Umkreis geschickt werden sollten, mit dem Ertrugen, daß sie schleunigst die ältesten und angesehensten Männer der Gemeinde nach Mainz entsenden müßten, wo die Vorleher und der Rat alles versuchen sollten, um das Todesurteil in eine mildere Strafe umzuwandeln.

Wie die Leute endlich alle gegangen waren, nahm mich Euer Großvater, mein Bruder, bei der Hand, und sprach, freundlicher wie sonst seine Art war: „Treinelechen, ich hab' jetzt Vaterstelle an Dir zu vertreten. Du hast gehört, wie's steht, gut ist es nicht. Die Franzosen haben jetzt lauter Ebsile gemacht, die ihnen, aber nicht uns gut getan haben. Der Kaiser weiß vielleicht gar nicht, wie seine Ebsile ausgeführt werden. Dein Joseph ist der größte und fähigste Mann hier herum, und ich habe große Möre (Furcht), wenn der den Offizieren in die Augen sticht, so nehmen sie ihn gleich fort, und stecken ihn unter die Gardisten. Deswegen müßt Ihr schnell heiraten, und der Joseph muß sich soviel wie möglich verdeckt halten, bis die größte Gefahr vorbei ist. Das Sequus owaus (das Verdienst der Vorfahren) wird uns dann weiter helfen. Wie es Nacht ist, und die Sterne am Himmel stehen, reite ich nach Langenlonsheim, um mit ihm zu überlegen, wie's gehalten werden soll. Jedenfalls darf der Joseph nicht immer am heiligen Tag geritten kommen. Dann muß man hören, ob drüben im Treischen auch schon die Konstitution so streng eingeführt ist, und ob Dein Joseph drüben oder hier sicherer ist.“

Ähnlich sprach Euer Großvater, und die beiden Brüder waren an dem Tage so einig, wie nie zuvor. Ich war am herbstlichsten von allen, und dachte mich an die drei Männer in den Mainzer Kasematten, als an

meinen so schnell bestimmten Hochzeitstag. Die sind doch hundertmal schlimmer dran als Du, dachte ich fortwährend. Und welch ein unaussprechliches Unglück, wenn starke, junge Männer, die Frau und Kinder und Eltern haben, toteschossen werden! Doch der liebe Gott ist gnädig und langmütig, und von großer Huld. Die angesehensten Juden und Christen begaben sich zum Kommandanten und erklärten ihm, daß die Leute überhaupt in unserer Gegend meist mehr betrunken wie nüchtern seien, auch gerade kirchlich gehabt hätten, und immer gut französisch geknütt waren. Noch vieles andere wurde gesagt. Da sich unter den Bittsteller viele Bekannte und Freunde des Gouverneur-Kommandanten befanden und sonstige Ewres (Historikern), so wurden die drei und die mitgeführten Bauern begnadigt, blieben aber in Haft. Die Schornheimer und Stadeln, die Ober- und Niederolmer mußten allen Wein, den sie in ihren Kellern hatten, nach Mainz an die Franzosen liefern, und noch Geld dazu. So hatte Gott alles zum Guten gewendet. Nur für mich ist alles traurig herausgekommen. . . . Heut' fuhr ich mich nicht mehr stark genug, um weiter zu erzählen, aber morgen, so Gott will.“

Die Tante erhob sich, und trat aus Jontef. Da der Regen noch immer anhielt, und der Großvater ohne Rod fortgegangen war, so machten wir Kinder uns gemeinsam nach dem „Gomburg“ genannten Hause auf, halfen dem Ores in den Rod, den wir mitgebracht hatten, und legten uns, zu Hause wieder angekommen, sofort ins Bett.

VI.

Mehrere Tage vergingen, ehe unsere Großtante ihre Erzählung wieder aufnahm. Wir, mein Bäschen und ich, hielten und jetzt häufiger als zuvor auf dem Speicher auf. Alles Gerümpel hatte für uns ein anderes Aussehen bekommen; mit ganz anderem Interesse betrachteten wir die alten, verstaubten Delfilder, Rissen und Klaffen erhielten in unserer Einbildungskraft eine neue tiefe Bedeutung. Am häufigsten blieb mein Blick an dem alten Spinnet haften. Meine Phantasie verlegte es hinauf in Großvaters Stube, wo ein junges Mädchen davor saß und spielte. Daselbst nahm immer die Gestalt meiner Routine an, die sich täglich mehr zu einer schönen, graziösen Jungfrau entwickelte. Ich malte mir aus, wie sich neugierige Leute um die Spielerin gruppierten, und mit Wohlgefallen zuhörten; die Gestalten der alten Schloßdamen und Herren, deren Bilder vor einem geistigen Auge aus ihren Rahmen herausstraten und lebendig wurden. Das junge Mädchen spielte lustige Weisen, und nun tanzten alle ein Menuett, graviösität steif, wie neulich der Großvater und die Großtante drüben getanzt hatten. Die Gitarre im Schrank ruhte auf dem Schoß einer Jungfrau, die mit einem blumigen Damastkleide angezogen war. Da sprangen die Saiten, und ein großer, fählicher Jüngling beugte sich zu der Gitarrenspielerin, küßte ihre etwas ins Ohr, und sofort strahlten sich die geringsamigen Saiten wieder, die wie Schlingeln sich in der Luft gewunden hatten. Aber das war alles längst vorbei, und alle, die mit diesen Bildern, dem Musikkasten und Brotatkleid in Zusammenhang standen, die schliefen längst in der Dorfkirche, oder draußen auf dem düsteren jüdischen Friedhof bei Jugenheim. Nur einer war dabei, dessen Grab niemand kannte, von dem keiner wußte, ob es in Aufhals Eisfeldern lag, oder in dem kleinen Fluß, in welchem der edle Boniatowsky mit tausenden andern Heiden ertrank, in der Perefina. Vielleicht war er auch zurückgekommen, nach Leipzig und dort in dem dreitägigen Schlachtentümmel gefallen, das die Völker Europas wohl von dem eisernen Joch des gewaltigen Korien befreite, ihnen aber seine Freiheit brachte, sondern nur ein Joch mit dem andern vertauschten ließ. Menschenfischdial, Völkerschicksal.

Meine Gedanken schweiften dann jedesmal fort zu dem gewaltigen Völkerebewinger. Ich sah den kleinen Mann mit dem gelblich blauen, vollen Gesicht und der langen Nase, mitten im Kampftümmel auf seinem kleinen, weißen Pferd, seine Heere befehligen. Tranten in der Stube hingen in unansehnlichen schwarzen Rahmen Holzscheiben, welche der Großvater oft betrachtete, und uns Kindern erklärte. Es waren Schlachtenbilder, und darunter stand: Bataille de Marengo, Bataille d'Austerlitz. Wenn er mit der Hand auf letzteres deutete, so pflegte er folgendes Verschen herzusagen:

„Bei Austerlitz,

„Da hat's geknütt,

„Dort haben die Russen Blut geschwitzt.“

Diese Napoleonsbilder waren selbst noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vielen Bürgerhäusern am Rhein zu finden, der Napoleonskultus, den besonders die alten Leute, die den großen Soldatenkaiser noch gesehen hatten, trieben, war überhaupt noch allgemein.

Am folgenden Vormittag halfen wir der Babel, so hieß die Maad, Wäsche auf den Speicher tragen und spielten bei dieser Gelegenheit wieder in dem Gerümpel herum. Es war doch so wunderbar, in diesen alten Sachen, in den geheimnisvollen Rissen herumzutappen, etwas Neues zu finden. Aber wie von geheimnisvoller Gewalt gezwungen, blickte ich auf das alte dümmliche Klavier, das so müde da stand. (Fortsetzung folgt.)

¹ Tag der Befreiung Jerusalems.

² Die Thora aus der Lade genommen und daraus verlesen werden.

BELLETRISTIK.

91

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Wie ich nun, den Blick auf das Spinett gerichtet, so dahinträume, die weil meine kleinen Verwandten schweigend für sich spielten, legte die Großtante, die unbemerkt neben mich getreten war, ihre Hand auf meinen Kopf.

„Von was träumst du (träumst) du schon wieder?“, fragte sie mich in ihrer gütigen Art.

Ich begann ihr alle meine Kombinationen darzulegen. Mit strahlenden Augen hörte sie mir zu, und sagte dann: „Ich glaube, du hast am Ende meine Geschichte schon halb erraten. Nun, ich will euch doch bald das letzte erzählen. Euer Großvater geht heute mittag über Feld, da stirbt er uns nicht. Sonst kommt er einem immer mit seinem Napoleon dazwischen, und da kann ich nicht erzählen.“

Als wir nachmittags mit anderen Kindern vom „Gartengießer“ zurückkamen, war die Tante mit ihren kleinen Obliegenheiten so weit fertig, daß wir ungestört ihrer Erzählung zuhören konnten. Sie begann, nachdem wir uns wieder dicht an sie herangesetzt hatten, wie gewöhnlich mit der Frage: „Wo bin ich stehen geblieben? oder: halt! ich schon so weit?“

„Obgleich die Konstitution schon ein paar Jahre bei uns eingeleitet war, brauchten doch noch nicht alle jungen Leute Soldat zu werden. Mit Geld konnten sie sich loskaufen, und einen anderen dafür einstellen lassen. Aber vom Mai 1811 ging es ganz anders zu, wie seither. Die Leute sagten, der Kaiser Napoleon wollte gegen die Russen ziehen, da könne er nur sehr starke, gesunde und ganz junge Männer gebrauchen, aber dennoch hat man auch ältere mit herangeholt. Da jetzt fast jeden Tag die jungen Männer fortgeschickt wurden und drücken, auf der andern Seite der Nahe ebenso strenge Verfahren wurde, wie hier, wurden nun alle Vorbereitungen für unsere Trauung getroffen. Freudig gestimmt waren wenig Leute mehr. Alles lebte in bangenden Sorgen und in offenem Leid um die jungen Angehörigen, die ins Meer gesteckt wurden. Bei uns kam noch die Trauer um den lieben Vater hinzu. So nahte unser Hochzeitstag. Das Wetter war trübe, als wollte es alle Augenblicke regnen. Tags vorher war ein General aus Mainz mit vier Offizieren und einigen Soldaten im Schloß eingetroffen. Große Angst lag auf jedermann; was sollte das wieder bedeuten? Ganz in der Frühe kamen die Langenlosheimer mit einigen Gästen, und von unseren Freunden und Verwandten, wer gerade noch Lust fühlte, einer stillen Hochzeit beizuwohnen, aber nicht einige hundert Menschen, wie wir anfangs erwartet hatten. Ich sah mit meinen Freundinnen, die mich anseiden halfen, oben auf in der Kammer. Da, als ich dann in meinem Brautkleid allein dafah, und die Hockpuppel (Verlobungstag) allein dafah, als ich mich traug und unglücklich, als sei ich gar keine Braut. Vor Tränen lag ich gar keine Buchstaben mehr. Mein Herz zerfiel vor lauter Weh; die weil ich darüber nachdachte, wie freudlos sich mein Hochzeitstag gestaltet hatte, ohne Vater, ohne Mutter, ohne Schwester, die alleamt in so kurzer Zeit abgerufen waren. Sorgen und Ängsten für heute und morgen, die Brust voller bangender Gedanken und Ahnungen, so daß ich droben, leuchtete, betete und weinte bis gegen Mittag. Da kamen die Weiber, die das Unterführen hatten, Aron Udenheim's Hanna, seine Großmutter, die sie in der Gegend die „Aristokratinnen“ nannten, weil sie immer gepußt ging, und Bücher lesen konnte, und Mamel's Mutter. Mitten im Hof standen die jungen Leute, und hielten die Chuppe, unter der mein Joseph schon stand und mich erwartete. Er war nach damaliger Mode gekleidet, droben im Schrank hat ihr seine Hochzeitsgewänder gesehen. Nach der Trauung warfen die Leute Weizen auf uns (eine in Süddeutschland noch heute gebräuchliche Sitte) und dann gingen wir herein zur Stube. Josef Langnas, der Postenmacher fing sogleich an zu reimen und Späße zu machen, aber die Leute pasten nicht auf wie sonst, und lachten nicht wie bei einer fröhlichen Gelegenheit. Dein Großvater stand oft vom Tisch auf, und wechselte ängstliche Blicke mit seinem Bruder. Ich hielt die Hand meines Bräutigams fest und getraute kaum sie loszulassen. Joseph war aber offenbar vergnügt wie wir übrigen. Ich brauche garnicht zu sagen, wie schön er aussah. War er doch auch sonst der schönste Mann! Er hatte sehr fein gekräuseltes blondes Haar und pechschwarze Augen. Sein von der Luft gebräuntes Gesicht blühte von Gesundheit und Lebenskraft — kurz — es war ein herrlicher Mann. Sein Vater munterte die Gäste fortwährend auf, zu trinken, es sei doch heute Hochzeit, da müßte alles lustig sein. Die Aufgeforderten tranken auch, und wurden allmählich auch heiter.

Josef Langnas machte nun allerlei Sprünge, nahm dem einen das Glas, dem andern den Bissen von der Gabel weg, schnitt Gesichter, sang Liedchen, machte Reime, und was der Streiche sonst waren, die zu seinem Metier als Postenmacher gehörten. Ich aber konnte zu all' diesen Narheiten nicht lachen. Mich beängstigte die Unruhe der Brüder, ihre besorgten Blicke, die oft zu mir herüberglitten. Endlich wurde geboten, was ja bei Hochzeiten viel länger dauert als sonst. Ich vermochte nicht mitzubeten, wie ich kaum vermocht hatte, etwas zu essen, obgleich ich den Vormittag gefastet hatte. Eben war der letzte der sieben Segensprüche gesagt und ein Augenblick der Stille eingezogen, da hörte man von der Gasse her den harten Tritt von Soldaten. Euer Großvater ward leichenblau, der Mendel, sein Bruder, schien eine Ohnmacht zu bekommen. Mir klopfte das Herz bis an den Hals hinauf. Eine halbe Minute, so viel und lang, wie ein langes Leben, herrschte tiefe Stille, daß man eine Fliege hätte summen hören, dann ein Poltern und Scharren von aufstehenden, erschrockenen Menschen. „Sie kommen!“ war das einzige Wort, das die Leute hervorbrachten. Mein Joseph hatte sich zugleich mit mir erhoben, aber keine Miene veränderte sich in seinem Gesicht. Einer von den Männern rief, wie, um uns zu beruhigen: „Sie kommen zu spät, ihr seid verheiratet. Habt nur keine Angst!“ Da auf einmal, als wir schon glaubten, daß sie an unserem Hause vorbeiziehen, polsterte es mit gewaltigen Schlägen gegen das Hoftor, welches von innen zugeschlossen war. Kaum hörten das die Leute, da stürmten alle den Gang entlang zur Tür nach dem Gässchen zu. So schnell man sich nur denken kann, waren alle Jungen verschwunden, nur die älteren Leute blieben verstört zurück. Jetzt hörten wir schon Kolbenstöße gegen das Tor dröhnen. Da fachte sich dein Großvater, ging in den Hof, und öffnete. Vier Mann Soldaten und ein Korporal traten ein. Ein Rebell, wie er im Herbst öfter aus den Feldern liegt, senkte sich vor meine Augen. Meine Brüder schienen in heftigem Disput mit den Soldaten zu geraten, aber ich verstand schon nicht mehr, was sie miteinander sprachen. Mein Schwiegervater, — das merkte ich noch in meiner Verwirrung — stellte sich vor seinen Sohn hin, und schrie die Soldaten an. „Wir wohnen nicht hier, sondern jenseits des Departements“, rief der Schwiegervater laut. Der Korporal suchte die Achseln, zeigte auf ein Papier, und redete jetzt direkt meinen Bräutigam an. In dumpfer Betäubung hatte ich mich die ganze Zeit an ihm fest. Sicher war mein Verstand nicht mehr bei mir. Nur soviel ward mir noch klar, daß mein Joseph mit auf's Schloß mußte. Ohne ihn wollten die Soldaten das Haus nicht verlassen. Da entwickelte sich von neuem Streit, dein Großvater und sein Bruder wissen nicht mehr, was sie tun sollen, und stürzen sich auf die Soldaten los. Der Mendel bricht, von einem Kolbenstoß getroffen, bewußtlos zu Boden. Euer Großvater hatten 'e drei anderen Soldaten fest. Da haben sich auch schon mein Bräutigam und sein Vater an dem Kampf beteiligt. Ich taumelte vorwärts, und umklammerte mit beiden Armen meines Bräutigams Hals. Da kamen meine Leute denn doch zur Besinnung, gaben den vergesslichen Kampf auf, und eilten dem Mendel zur Hilfe, der sich nur langsam erhob. Eine Anzahl Leute hatten sich vor dem offenen Tor angesammelt, und starrten stummstinnig herein. In dem Augenblick kommt ein Offizier vorbeigeritten, und wie er uns und die Soldaten sieht, lenkt er das Pferd in den Hof. Er hört erst den Korporal, dann euren Großvater an, betrachtet fortwährend meinen Bräutigam, und auch zuweilen mich. Dann wendet er sich an uns, und sagt, wir sollten noch ein: Stunde Zeit haben, dann aber müßte der Joseph auf's Schloß kommen. Ohne etwas zu erwidern, ließen wir ihn weiterreiten. Es war uns allen erschreckend, wie man einen verheirateten Mann zur Konfiskation beschließen konnte, da doch nur leibige Leute a: sgehoben werden sollten. Dem alten Nachmann w: rde indessen von der großen Aufregung so übel, daß wir ihn hinauf auf Marius's Stube brachten, und auf's Brett legen mußten.

So hatte mein Hochzeitstag begonnen. Es war noch nicht ganz zwei Uhr. Wie aber sollte er erst enden? Trotz der bisherigen Schreden, glaubte niemand, ernstlich, daß jetzt, nachdem unsere Trauung stattgefunden hatte, und wir in einen anderenanton gehörten, meinem Bräutigam eine ernstliche Gefahr drohen könne. Häufig kamen junge Chemannner von der Konfiskation zurück, weil sie, wenn auch noch so kurz, verheiratet waren. Hatten doch in einer Woche im Antons Dorf mehr als einhundert junge Männer Hals über Kopf geheiratet! Verloben und Hochzeit machen fiel oft auf denselben Tag.

Hier im Dorf herrschte großer Jammer. In der Sintergasse war der Karl Wertes, von der Obergasse

der Anton Rehrbach, der Jakob und Anton Schneid, vom Gänseweg Peter Müller, Bürgermeisters Nachbar, hier oben aus dem Schloßweg in jedem Haus ein Mann zitiert worden. Achtzehn gesunde, kräftige Männer, von denen acht bereits verheiratet waren, und vier sogar Kinder hatten, sollten auf den Mittag im Schloß erscheinen. Das Weinen der Alten und Jungen, das Jammeren der erst kurz verheirateten Frauen erfüllte das Dorf. Das, was sich da vor uns abspielte, war wohl das angetan, meine Unruhe zu steigern. Ich mußte mir zuweilen nach dem Kopf greifen, um mich zu überzeugen, ob ich wache oder träume. So was, daß mittags um zwei Uhr auf einer richtigen Hochzeit die Stube (Schmaus) schon vorüber ist, und die Gäste nach allen Richtungen verstreut und verschwunden waren, konnte ich immer noch nicht begreifen. Ich lief in meinem Kalkleid im ganzen Hause herum, bald in den Hof, bald in die Stuben, bald in die Scheune. Ich war wie im Fieber. Mein Mann hatte noch so viel Befinnung seinen allen Vater zurück nach Langenlosheim bringen zu lassen. Der alte Mann sollte vor allen Dingen den kommenden Aufregungen entzogen werden. Auf Antons und r Männer hatte Joseph seine Choffenkleider abgelegt, denn er sah zu staltlich und gewaltig darin aus. Ebenso wollte ich tun, doch mein Joseph bat mich, zu bleiben, wie ich gerade war. So wollte er mich vor Augen haben und wenn ihn die Konfiskation am Ende doch mitnehmen würde, hätte er, so lange er fortblieb, mein Bild so vor Augen, was das Schönste für ihn bleiben würde. So hielt ich meinen Hochzeitstag an, und so begleitete ich meinen Mann aufs Schloß.

Die uns vergönnte Stunde war schnell verstrichen. Das geht nun manchmal so merkwürdig zu in der Welt, daß man's sein ganzes Leben lang nicht begreifen kann. Eine Minute ist so lang und so kurz wie die andere, nur unsere Erlebnisse verändern das Zeitmaß. Die ereignislosen Stunden verrinnen, ohne daß wir es merken, sie sind für unser Dasein ebensowenig verloren wie gewonnen, und doch vielleicht unsere besten gewesen, ohne daß wir's inne wurden.

Unsere Familie verlangte beinahe mit Gewalt, daß ich zu Hause bleiben sollte. Da kam ich ordentlich in Zorn. Kaum zwei Stunden verheiratet, sollte ich meinen geliebten Mann in einer der ernstesten Stunden des Lebens allein gehen lassen? O, so jung ich war, kannte ich doch meine Pflicht. Das Pflichtgefühl hatte ja auch mit unserm Alter nichts zu tun. Wenn es mit sechzehn Jahr in uns noch nicht lebendig lebt, werden wir's mit achtzig noch nicht kennen. Als nun gar meine Schwägerin Jeanette — sie ruhe in Frieden! — mich mahnte, Joseph allein ins Schloß gehen zu lassen, da konnte ich nicht länger an mich halten. „Was!“, rief ich, „schon zu Anbeginn unserer Ehe könnt' ihr mir zu einem Treubruch raten! Welches ordentliche Weib läßt seinen Mann in träben Stunden auch nur eine Minute allein im Kampfe? Hab' ich nicht erst unter der Chuppe geschworen und gelobt, an seiner Seite auszuharren alle Zeit, in Not und Glend ihn nicht zu verlassen? Und wenn mir Hunger und Kummer folgten, ich würde nicht von seiner Seite weichen, auch dann nicht, wenn er es selber wünschte. Eine Frau, die ihren Mann verläßt, weil er im Unglück ist, eine, die nur an ihre Sicherheit denkt, und ihren Gatten im Kampfe allein läßt, ist nicht wert, sein Glück mit ihm zu teilen. Wie kann ein rechtschaffener Mann sein Weib achten und gar lieben, wenn es ihn auch nur eine Stunde im Unglück verläßt! Das wäre eine entheiligte, ja eine verwerfene Ehe, auf der Gottes Fluch lasten müßte, wenn zwei Menschen, die so eng sich aneinander ketten ließen, auseinander und zusammenfielen, je nachdem gerade Wolken oder Sonnenschein am Schicksals-himmel aufstiegen. Ich bin eine Tochter Löw Parthenheims, bin eine Schwester der Vepi, die nicht einmal den unwürdigen Mann verließ, der ihr Vermögen verlor, in sünderlicher Gesellschaft vergeudete, verfiel und sie mißhandelte. Nein, ich weiß, was ich meinem Jichus (Verlust, Familie), meinem Manne und mir selber schuldig bin.“

Die Tante hatte in steigender Erregung mit immer lauterer Stimme gesprochen und sich öfter halb aufgerichtet, als müßte sie jetzt noch einmal von Neuem gegen den Rat protestieren, der ihr vor bald zwei Menschenaltern erteilt worden war. Sie ließ sich darauf in den Sessel zurückfallen, stützte ihr Haupt in die Rechte und versank in minutenlanges Schweigen. Nach einem tiefen Seufzer fuhr sie wieder fort: „Als ich am Arm meines eben mir angetrauten Mannes in den Schloßhof trat, hatte ich das Gefühl, als beträte ich einen Richtplatz. Guter Gott, welche Gedanken stürmten da auf mich ein! Hier in diesen Mauern hatte Vepi einen Teil ihrer Kindheit verlebt, hier war sie aus- und eingegangen, wie zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

101

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Hier verkehrte, geehrt, geschätzt und geliebt unser treuer Vater mit den gnädigen Herrschaften, und jetzt sollte da drinnen das Schicksal eines seiner Kinder entschieden werden. Vor der Schloßtür stand eine Schildwache, welche die armen Bauern und ihre Weiber zurückhielt, wenn sie Miene machten, mit den Kontribuierten einzutreten.

„Da kommt auch Löwi's Treine!“, sagten die Bauern. „Schön siehst du aus, und fein gepußt bist du, wie eine Gräfin; aber da hinein darfst du doch nicht, du arm' Ding!“

„Ich komm' schon hinein“, sagte ich zuversichtlich, und hielt Joseph's Arm noch fester. Schon wollte ich an dem Wachtposten vorbei, der erstaunt in mich an-
glohe. Dann vertrat mir der Soldat den Weg. Er hatte strenge Order, nur die Rekruten herein zu lassen. Aber nun war ich umso fester entschlossen, mit in's Schloß zu kommen. Schnell waren die Dorfleute, die bisher in einer gewissen Entfernung dagestanden hatten, näher hinzugelassen und horchten, wie ich dem Soldaten auf französisch erklärte, daß ich in's Schloß müßte, daß er nicht wagen sollte, mich zurückzuhalten oder anzuhaken.

Der Mensch wurde ganz verwirrt, endlich öffnete er das Tor und rief laut hinein. Darauf kam ein Sergeant, dem ich nun gleichfalls erklärte, ich müsse dabei sein, wenn mein Begleiter ins Schloß gehe.

Auch der Sergeant geriet in Verlegenheit; das machte mich nur noch entschlossener, und ich sagte befehlend: er solle einen Offizier herufen, der als Franzose galant genug sein werde, eine Dame zu empfangen, und ins Schloß zu geleiten. Gleich darauf erschien ein noch junger Offizier, der uns sofort einließ und in der Vorhalle mich aufforderte, Platz zu nehmen. Jetzt erwachte wieder ein Hoffnungsstrahl in mir, und schon malte ich mir aus, wie ich mit meinem Joseph bald nach Hause gehe und noch am heutigen Abend das jetzt so aufgeregte Dorf verlassen würde, alle Sorgen und Beschränkungen hinter mich lassend. Mit verstörten Mienen und erhigten Gesichtern, oder auch mit geröteten Augen, kamen die Burden einzeln aus dem Saal heraus, dessen Türen sich sofort wieder hinter ihnen schlossen. Es war ein trauriger Anblick, der mich bis heutigen Tags oft noch im Traum erschreckt. Da endlich wurde die Tür wieder einmal aufgemacht, und ein Korporal, derselbe, der in unsern Hof eingedrungen war, winkte uns heran. Einen Augenblick fühlte ich mich schwindelig werden, und wäre beinahe umgefallen. Da wandte mir mein Gatte sein totenbleiches Gesicht zu und sah mich mit seinen großen schwarzen Augen bittend und traurig an, sobald ich mich schnell wieder fände. Ich empfand es, dieser große, schöne Mann neben mir bedurfte jetzt meiner, des schwachen Mädchens, Gegenwart und meine Liebe, die in diesem entscheidenden Augenblick riesengroß emporflamnte, gab mir Kraft, Hart zu bleiben. Ich dachte an die hohen Frauengestalten unserer Vorzeit, an Mirjam und Deborah, und vor allem an ihn, der jetzt an meiner Seite bleich überging. So überwand ich die grausame Schwäche, die mich zu übermannen drohte.

Im Saal standen und saßen hinter einem Tische mehrere ordengeschmückte Offiziere. Einer derselben, mit schwarzem Bart und grauen Haaren, der alle um Kopfeslänge überragte, sah uns in offenbarem Erstaunen an, und ein freundliches Lächeln glitt über sein strenges Gesicht. Das steigerte meinen Mut. Er winkte, und ein Offizier bot mir höflich einen Stuhl; ich lehnte aber dankend ab, mich zu setzen. Nach kurzer Mühsel, die auch teilweise mir zu gelten schien, begann der Große:

„Zeit wann sind Sie verheiratet?“

„Zeit zwölf Uhr“, antwortete mein Joseph.

„Das ist schade für Ihre junge Frau“, sagte darauf wieder der Offizier, „aber angenehm für uns, denn solche prächtige, große Soldaten bekommen wir selten. . . Ihre Wahl, Madame“, sagte er zu mir gewendet, „machte Ihrem Gemahel alle Ehre.“

Nun war die Reihe an mir, und ich durfte den hohen Herrn zeigen, daß Löwi Bartenheims Tochter nicht ungewohnt waren, mit vornehmen Leuten zu reden. Ich antwortete sehr höflich, aber recht bestimmt: „Monieur, ich danke Ihnen für Ihre Höflichkeit, die Sie mir soeben gesagt haben. Doch stehen Ihre Komplimente nicht im Einklang mit dem Verhalten Ihrer Soldaten, welche die weisvollste Stunde meines Lebens hörten. Sie haben unsere Gäste vertrieben, meine Brüder wurden mißhandelt, meine Verwandten erschreckt. Weshalb haben Sie uns hierher beschicken lassen, Monieur?“

Höflich aufmerksam hörte mir der Offizier zu, ganz sklavisch, und doch lag etwas wie Spott in seinem Gesicht, was mich tief empörte.

„Verzeihen Sie einen Irrtum, meine Dame! Nicht Sie sind hierher bestellt, sondern nur dieser Herr hier. Es tut mir leid, daß Ihre Hochzeitsstunde von meinen Soldaten verfrüht wurde; aber die Leute in Ihrer Gegend scheinen von einem rebellischen Geist gegen unseren Kaiser befeelt, und da schwinden Rücksichten, die sonst im Gebrauch waren. Abgesehen wünsche ich unserm Kaiser Glück, gerade hier einen solchen schönen Soldaten gefunden zu haben, ganz würdig der Dame, die ihn sich zum Gatten erkoren hat.“

„Monieur“, rief ich jetzt erschrocken, „Sie scherzen wohl? Mein Mann braucht nicht Soldat zu werden; er ist verheiratet.“

„Zu spät für sich und die Armee, zu früh für Sie, Madame. Sie müssen das Gelagte als unwiderstehlich betrachten.“

Der Mann wurde immer ernster, immer entschiedener. Ich erkannte die Gefahr, und versetzte mich, alle Kraft zusammennehmend, auf's Bitten.

„Mein Herr“, rief ich endlich, „vielleicht haben Sie auch eine Tochter zu Hause, bedenken Sie, wenn dieser am Hochzeitstag der Gatte entrisen würde.“

Jetzt kam etwas wie Mitleid über den Großen, aber nur für einen Augenblick. Der Mensch mit den höflichen Worten im Munde hatte kein Herz in seiner Brust. „O, Madame“, rief er pathetisch, „wenn ich eine mit so vielen Liebreizen geschmückte und so geistvolle Tochter hätte, dann wäre ich wahrhaft glücklich.“

Wie ich sah, daß es kein gutes Ende nehmen und auch mein fernerer Wille ohne Eindruck bleiben würde, wollte ich einen Fußfall vor ihm tun. Aber da hielt mich mein Mann am Arm fest. „Nein, Treine!“, rief er laut, „nein, vor einem Menschen kniet ein frommes Jüdenmädchen nicht nieder. Ich sehe, von diesen Leuten haben wir nichts zu erwarten, vertrauen wir auf Gott, er wird schon helfen.“

Joseph hatte deutlich gesprochen, doch schien der Franzose die Worte richtig zu deuten. Mit finstern zusammengekniffenem Munde, die Augenbrauen in die Höhe gezogen, blickte er meinen Gatten an: „Machen wir ein Ende! Der Mann ist Soldat der großen Armee, tragen Sie seinen Namen ein!“, befahl er einem Offizier, der neben dem Bürgermeister saß, und ein dickes Buch vor sich hatte. „Wenn Madame Lust hat, mitzumarschieren“, wandte er sich an mich und warf mir ein paar Blide zu, die mich vor Zorn und Scham erzittern machten, „dann . . .“

Ich sah ihn ruhig an und antwortete: „Ja, ich werde mitmarschieren bis nach Mainz zum General, zum Feldmarschall und zum Kaiser, um ihnen zu sagen, daß Sie gegen alles Gesetz und Recht handeln, weil Sie verheiratete Männer zwingen, Soldat zu werden.“

„Ich wünsche Ihnen besten Erfolg. Und Sie, Herr“, rebete er Joseph an, „haben um vier Uhr wieder anzutreten; vom Schloßhof aus erfolgt der Abmarsch zur Garnison.“

„Haben Sie Mitleid!“, schrie ich auf, „üben Sie Gnade!“ — Da hatte mich mein Mann aber schon wieder am Arm gefaßt und stüsterte: „Demütige Dich nicht, komm' mit! es hilft doch nichts!“

Als wir uns wieder im Schloßhof befanden, war ich betäubt, halb ohnmächtig, zitternd, nicht im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Mein Mann trug mich mehr, als ich ging. Jetzt erst, als ich der jungen Bauernweiber mit den verzweifeltsten Mienen, der Eltern der Rekruten in stumpfer Resignation, wieder ansichtig wurde, erfaßte ich die ganze Größe des Schrecklichen, das soeben dadrinnen über uns verhängt worden war.

Es gibt große Erschütterungen unseres Gemütes, wo wir aus Angst und Verzweiflung auf Dinge verfallen, welche wir bei ruhigem Überlegen als große Torheit erkennen. Unter dem Druck seelischer Erregung wird der größte Freigeist abergläubisch und greift der Vernünftigkeit zu den dümmsten Mitteln, die auch ein beschränkter Mensch als völlig zwecklos verwerfen würde. Ob es damals aufrichtiges Gottvertrauen, ob es der Glaube an die Macht der Liebe, die bis über's Grab hinaus dauert, war, ob ich der schrecklichen Wirklichkeit entfliehen und an dem Orte, der das Ende aller menschlichen Gewalttaten und Bosheit ist, neuen Mut holen wollte, ob ich an die Macht der Geister unserer Toten dachte, heut' weiß ich das alles nicht mehr. Ich glaube, alles das zusammen trieb mich, als ich zu meinem Joseph sagte: „Komm, laß uns auf das Weß olam (Friedhof) gehen!“

Wie wir den Schloßberg hinuntergehen, kamen uns meine Brüder mit mehreren Männern und Frauen entgegen, auf deren vermeinten Gesichtern

die Tränen wie vertrocknete Bäche ihre Spuren zeigten. Alle waren ob meines und Joseph's Unglücks, das sie aus unseren Mienen lasen, verzweifelt. „Wir gehen auf das Weß olam“, rief ich ihnen schluchzend zu.

„Um Gottes heiligen Willen!“, schrie Jösel, „hat man noch je gehört, daß eine Kalle am Tage ihrer Hochzeit auf 'nen guten Ort geht, als wenn eine Levaja (Beerdigung) wäre? Um Gottes Willen, Ihr Kinder, hat denn Gott Euren Sessel (Verstand), verwirrt? Geht kein, geht heim, Ihr Kinder Sama Jisroel, wie soll das noch enden!“ Er griff sich verzweifelt mit beiden Händen an den Kopf. Er begann laut zu weinen.

„Ist denn so 'ne Chafne nicht schon eine halbe Levaja?“ schrie die alte Brendel den Jösel an. „Laß sie gehen, wohin sie ihr Herz treibt!“ Wir waren schon auf dem Wege zum Friedhof. Auf der Chaussee war an jedem abgewinkelten Feldweg ein kleiner Trupp Soldaten postiert, die genau aufpassten, wer kam und ging. Am Ausgang des Dorfes stand der Korporal mit dem bösen Fuchsgesicht.

Wir sagten dem Korporal, wohin wir gehen wollten, da ließ er uns passieren; doch folgte uns in einiger Entfernung ein Soldat. Unterwegs sagte ich meinem Mann, daß ich mit nach Mainz gehen würde. Was so manches arme Bauernweib tut, kann ich auch tun. Er sah mich ernst an, und wollte es nicht zugeben. „In Mainz geht es wild her; viele Generale, Marschälle und zahllose Soldaten sind dort beisammen“, sagte er, „und Du bist ein gar zu schönes Mädchen, um nicht die Augen aller Männer auf Dich zu lenken. Tu's nicht, Treine, lehen!“ bat er gar herzlich, „wenn's noch Gerechtigkeit gibt, müssen sie mich dort auch so frei geben.“

Es war ein gewitterchwüles Wetter, aber mich fror es gewaltig, trotz meines schweren Stalleides, daß ich anhalte. Meine Zähne schlugen aneinander, und ein Schauer nach dem andern jagte über meinen Körper. Hinter uns gingen unsere Leute, und ich hörte wie in einem Fiebertraum, als der Jösel laut Thomas und Thilim Perse (Bittgebete und Psalm) durcheinander sagte und sich mit der Faust auf die Brust schlug. Auch die alte Brendel, die ganz gegen ihre verbrauchte Kraft, heute auf zu Fuß war, hörte ich laut beten, und dazwischen immer: „all tiro awdi Zalam (Fürchte nichts, mein Anecht Jakob) rufen. Und da waren wir auch schon auf dem stillen Ort des Friedens. Ganz hinten erhob sich ein frischer Hügel, auf dem junges Gras hervorproßte — meines Vaters Grab. Ich schrie auf, und tief so schnell ich konnte, auf den Erdbügel zu: „Vater, Vaterchen“, rief ich schluchzend hervor, „Deine Treine kommt heut, an ihrem Chafnetag zu Dir heraus; Dein Treinelehen, das Du lieb gehabt, wie's selber nicht wußte, kommt von der Gruppe zu Deinem Kewer (Grab). O denich' mich vom Himmel herab aus Deinem Grab heraus und helf' mir in meiner gräßlichen Not!“ In meinem großen unbändigen Schmerz ließ ich mich auf das Grab fallen und umfakte es mit ausgebreiteten Händen. Wohin kann auch ein Kind sonst in seiner Not fliehen, als zu Vater und Mutter? Ich küßte die Erde und benetzte das junge Gras mit bitteren Tränen. „Gefß Deinem armen Kind, Vaterchen, aus Deinem Grab heraus; schid' mir einen Maloch (Voten Gottes)“, rief ich ein über's andere mal, „und laß Amalei nicht Herr werden über uns!“ So blieb ich lange auf dem teuren heiligen Erdbreich liegen, bis ich meinte, mir sei leichter geworden. Und doch, Kinder, liegt mir's jetzt noch wie ein Berg auf der Brust. Der Jösel jammerte fortwährend: „Automes (noch nie) ist so was noch nicht in Jisroel vorgekommen, daß eine Kalle am Chafnetag aufs Gutort gegangen ist; unser Harjet (Herrgott) soll's uns allen verzeihen.“

Ich achtete nicht der Erde, die an meinem sichten Kleid haftete, achtete nicht auf Jösel's Reden, Brendel's Beten, nur auf meinen Joseph, der besorgt neben mir stand, und eilte dann von des Vaters zu der Mutter Grab. Sie lag neben der Papp, und beide haben zusammen einen Stein. Ohne Unterlaß schrie ich zur Mutter und Schwester und bat sie, aus ihren Gräbern hervorzuwachen, um mir beizustehen. Der Jösel, dem es ganz unheimlich zu Mut war, klopfte sich fortwährend auf die Brust, und wuschte sich den Schweiß ab. Wenn sich damals die Gräber geöffnet, meine Eltern und Papp herausgestiegen wären, es hätte mich nicht gewundert; im Gegenteil, mich wunderte damals, daß die Gräber sich nicht öffneten. Ich harrete aus meinen heftig brennenden Augen auf die Hügel, ob sie sich etwa bewegten, strengte mein Gehör an, ob zu mir keine Stimme von da drinnen heraufsprächen würde.

(Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

111

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Kahn.

Da fiel mir plötzlich ein, wie im Firmjehu steht:

„Allo spricht der Ewige: Halte ein Deine Stimme vom Weinen, und hemme von Deinem Auge die Träne; denn aus Feindesland werden sie wieder zurückkehren. Sprich der Herr.“ Mit voller Zuversicht glaubte ich auf einmal, die Stunde der Erfüllung müßte jetzt kommen. Mein Herz war auf ein Wunder gestimmt, das man auf dem Höhepunkt der Verzweiflung immer erwartet. Aber nichts von Altem, was ich wünschte und erlebte, geschah. Die Gräber blieben stumm und unbeweglich, nur unter eigenem Reinen, Seufzen und Stöhnen füllte die Stille des friedlichen Erdes. Noch einmal stürte ich auf des Vaters Grab zu, um wieder mein vergessenes Beten und Pflichten zu beginnen, da suchte ein Miß, dem ein Donner Schlag drohend folgte. In panischem Schrecken liefen Jodel und Brandel davon. Ersterer schrie laut, daß es schauerlich über die Gräber hallte: „Der Jom Haddin (der Tag des Gerichtes) kommt, der Jom Haddin kommt, die Weisheit (Toten) stehen auf aus ihren Gräbern, die Teine hat alles versündigt.“ Auch die übrigen rannten voller Entsetzen, betend und schreiend fort. Nur ich und Joseph blieben, einander fest umschlingend haltend, zurück. Nichts von Angst, nichts von Toten und Todesfurcht schredete uns. Wir beide hatten denselben Wunsch, daß jetzt in Wahrheit der Tag des Weltgerichtes anbrechen, daß die Toten jetzt auferstehen möchten, sie hätten uns gewiß nicht getrennt, wie die Lebenden es taten. Witten unter den Verstorbenen fühlten wir uns wieder sicherer wie da draußen, wo man auf uns lauerte, um mit Grausamkeit uns, die wir einander jetzt erst angehören sollten, zu trennen.

Da tauchten zwei Soldaten vor uns auf. Mit verlöschendem Blick sah ich auf die Gräber und Steine zurück, mit schwindenden Gedanken erinnerte ich mich, daß wir jetzt von dem ruhigen Ort, der uns so traulich vorgekommen, hinaus mußten in ein Leben voll furchtbarer Wirklichkeit.

Wie ich in's Dorf zurückkam, ich konnt' es nicht fagen und gab' man mir die ganze Pals. Nur mit halbem Bewußtsein vernahm ich dumpfen Trommelschall, herzzerreißendes Weinen von Frauen- und Männerstimmen. Der Stab, der im Schloß gelegen, war mit Ausnahme einiger Offiziere nach Mainz zurückgezogen. Von Jüngerheim, Bubenheim und St. Johann kamen gleichfalls inmitten von Soldaten die Konfiszirten, begleitet von fast allen Dorfbewohnern. Da und dort brach ein junges Weib, ein alter Mann oder auch eine Frau sich Bahn in den Tropf und umklammerte den Hals eines Meltrun, wurden aber von den Soldaten oft hart zurückgeschoben. „Was war das ein trauriger, schredlicher Zug! Die ganze Breite der Chaussee nahm das Militär ein. An der Seite des Grabens, an den Aländern der Ader liefen die Leute mit, Buben, Mädchen, alte und junge Männer und Weiber, heulend, fluchend, schreiend, mit den in der Mitte der Soldaten marschierenden Leuten. Auch für uns schlug die schredliche Stunde. Ich erinnere mich nicht mehr auf den Anfang. Ich weiß nur, daß ich das einzige weibliche Wesen war, dem gestattet war, am Arme ihres Mannes mitzumarschieren. Es war ein Leichenmarsch. Wir klapperten die Jähne, um meine Mundwinkel zog sich ein transpirierender Trost, vor meinen Augen war alles verschwommen. Wie durch einen Nebel sah ich die Dorfleute, Juden und Christen, die Hochzeitsgäste und meine Angehörigen leuchtend dahintreten; wie ein Summen und Surren hörte ich das Jammern und Schreien, die Flüche und Verwünschungen gegen die Franzosen, ihren Kaiser und seine Bundesgenossen. So waren wir ein weites Stüd Weges marschiert, da wurde Halt gemacht. Das bedeutete den Abschied. . . . Kinder laßt mich darüber hinweggehen! Die Erinnerung zerreißt mir heute noch mein Herz. Es ging über meine morschen Kräfte, wollte ich das jetzt schildern. Ich hatte das Glück, daß meine Sinne mich verlassen und eine tiefe Ohnmacht mich gnädig umfing. Als ich zu mir kam, standen Jeanette, Brandel und noch andere Weiber um mein Bett herum. Es fing schon an zu dämmern; mein Kalleib hing an einem Halsen, in seiner helllichten Farbe von der dunklen Tür sich abzeichnend, als hinge dort ein geklopftes Frauenzimmer. „Schredlich, schredlich!“ das war das einzige, was ich lipfen konnte. Ob der weite Marsch, ob die furchtbaren Ereignisse in den wenigen Stunden mich so stumpf und gleichgültig gemacht hatten? Kurz, ich schloß die Augen wieder, fiel in tiefen Schlaf und erwachte erst, als helles Tageslicht schon längst meine Kammer erfüllt hatte. Wieder fiel mein Blick auf das Hochzeitskleid, das noch immer an der Tür hing. In meinem Hirn war alles wie ausgebrannt. Was war eigentlich mit mir vorgegangen? War ich nicht die glückliche Braut von Joseph Nachmann? Ist schon Hochzeit gewesen, oder wird sie erst sein? Langsam dämmerte es in meiner Erinnerung auf. Ich wollte aus dem Bett aufspringen, mich ankleiden und auf die Gasse, ins Schloß, auf die Chaussee, nach Mainz, irgend wohin, nur ihm nach, nur

erfahren, wie es ihm jetzt gehe, wo er sei, und dann bei ihm bleiben, bis sie mich in Etiden von ihm rissen. Ich wollte neben ihm hermarschieren, nach Russland, bis ans Ende der Welt, nur nicht getrennt sein von ihm, den ich mehr liebte wie mich selbst. Aber ich sank kraftlos in die Kissen zurück. Da beugte sich meine Schwägerin Jeanette über mein Gesicht, legte ihre Hand auf meine Stirn, strich mir die Haare zurück und bedeckte mir, nicht zu sprechen. Sie erzählte, die Brüder seien nach Mainz, um alles aufzubringen, meinen Joseph zurückzubringen. Sie würden ein Schriftstück an den obersten Kommandierenden richten, unsere angesehenen Freunde und viele einflußreiche Verwandte wollten die Petition unterstützen. Unsere christlichen Freunde dort, die zu den allerhöchsten Beamten gehörten, würden alle helfen, meinen Mann freizumachen.

So kam die Nacht, und ich schlief, wie es mir im Kopfe immer dumpfer, immer schwächer wurde. Eine schredliche Hitze brannte in meinem Körper, und ein entsetzlicher Durst quälte mich. Man wollte mir aber kein Wasser geben, weil's der Doktor verboten hätte; es wurde nur erlaubt, ein in Essig getauchtes Tuch mir zur Vinderung der Hitze über die Stirne zu binden. Damals haben die Doktoren die Leute in hitzigen Krankheiten geschmacklos lassen, weil, wie sie meinten, kalte Getränke die Kranken augenblicklich töten würden.

Mit Aufstiehung aller Kräfte hielt ich meine Gedanken zusammen, denn abends erwarteten wir Warum und Wendel zurück, und sicher kam dann mein Joseph mit. Diesen glückseligen Augenblick wollte ich an der Steng-³ Chaussee, wie wir uns einmal gelobt hatten, erwarten. Aber trotz Einsetzung meiner ganzen Willenskraft war ich nicht im Stande nach zu bleiben. Ich verfiel von neuem in Schlummer.

Als ich daraus erwachte, machte ich mir Selbstvorwürfe, daß ich, eine Achtzehnjährige, bisher ein Bild von jugendlicher Kraft, im Bett lag, während mein Mann wahrscheinlich immer weiter sich von mir entfernte. Aber ich hatte wahrhaftig nicht die Kraft, mich zu bewegen, viel weniger mein Bett zu verlassen. Alle Augenblicke fuhr ich, kaum im Einschlummern, entsetzt wieder in die Höhe. Ich hörte Trommelschlag, das Weinen der Weiber, das Fluchen der Männer, das Schimpfen der Soldaten.

Dazwischen unterschied ich wieder die plärrende Stimme „Jesef Vangnas“, des Postenmachers, oder Josef's Gesang beim Tischgebet: „Alles sei froh, alles sei freudig.“ „Daß sich Gott erbarm“, war das 'ne Freudenlied! Die Braut im Krankenbett, der Bräutigam von den Soldaten fortgeschleppt, die Gäste auseinandergerissen in alle Winde, Schossen und Kalle, stieß beim frühlichen Mahle glückselig beisammensitzend, draußen auf'm guten Ort, auf den Gräbern. Statt im blumengeschmückten Bogen ihrem eigenen neuen Wohnhaus zuzufahren, manken sie auf der Chaussee hin, von polternden Soldaten und wehlagenden Menschen umringt.

„Do, ho, ha!“ lachte die Greisin auf, daß es schnell durch die Stube klang. Dann trat eine lange Pause ein. Die Großtante legte die Hände zusammen, neigte das Haupt vor, und schloß die Augen. Im Zimmer herrschte eine beängstigende Stille, welche nur von dem Ton des langsam hin und her schwingenden Pendels eintönig unterbrochen wurde. Wir Kinder wagten es nicht, uns zu bewegen, saum zu atmen. Dann fuhr die alte Frau plötzlich aus ihrem tiefen Einsinn auf. Ich sagte Mut zu fragen: „Was geschah dann weiter?“

„Weiter? Was weiter geschah? Dann kam die große Wohltat, die lange Krankheit. Welche dem Menschen, bei dem die Krankheit zur Wohltat wird, wehe dem, der sie als Wohltat empfinden muß! Besser wäre für ihn, wenn er daran stürbe. . . . Doch laßt mich jetzt, Kinder, bleib ruhig sitzen. . . . fragt nicht! Es dunkelt. Um diese Zeit ist es schön zu schweigen und zu denken, als zu reden und zu hören.“

So saßen wir noch eine ganze Weile stumm beisammen. Vier Kinderhände aber suchten leise die wellen Finger der Greisin, wie eine stille Liebesbezeugung von dem gleichen kindlichen Impuls eingegeben, der alten Frau das Mitgefühl kindlicher Herzen kundtun. . . .

An den nächsten Abenden kam die Tante nicht zum Erzählen. Der Großvater sah, wie gewöhnlich an den warmen Sommerabenden, vor der Haustür. Diese war in halber Höhe in zwei Teile geteilt, so daß der untere geschlossen, der obere offen stehen bleiben konnte. Die Magd, die Bärbel, hatte den unteren Flügel angelehnt, rället sich da heraus, und sah spätkend die Straße auf und nieder. Ein Bauer kam vorüber, wünschte guten Abend und blieb dann, mit dem Großvater eine Unterhaltung anknüpfend, stehen. Endlich legte er sich auf den Treppenstein, sah den irdenen Litzbecher des Großvaters nicht, und rief denselben um. Da mußte Bärbel in den Keller, um frischen Trunk und einen zweiten Trinkteller für den Bauern zu holen. Dann kam die Nede auf die heutigen Wein-aussichten, die einen guten und reichen Tropfen verheißten. Vom Siebenundfünfziger kamen sie auf den Sechshundvierziger, dessen Vorzüge die beiden in immer lebhafterer Weise rühmten. Schließlich genigte dem Großvater die ihm zu

nahe liegende Reminiszenz nicht mehr, und er begann den Eifer über alle Mäßen zu loben.

„Das war der berühmte Kometenwein“, begann er lebhaft, „das war Wein, der schon auf der Kelter gährte. Die Leute sagten, daß der lange Schweif der Kometen den Wein ganz besonders gut machte. Aber Angst hatten sie auch dabei, denn der Komet zeigte schmerzliche Zeiten an. Krieg und Hungersnot. Ist auch alles eingetroffen. Im folgenden Jahr hat Napoleon die große Armee nach Russland geführt.“

Wir wußten jezt, daß das Gespräch über Napoleon unabwendbar war. Dem Bauer, dem sich inzwischen noch einige Nachbarn angeschlossen, schien dieses Thema sehr willkommen. Uns übrigen aber war es an jenem Abend peinlich, und wir waren froh, daß die Tante ins Haus zurückging und Bärbel meine Bäschen nach Hause brachte.

Sonntags darauf war Kirmes in einem Nachbardorf. Die Leute nennen es in der dortigen Gegend „Kerb“, zu deren Feier die beim Militär stehenden Bauernburichen nach Hause kommen, wenn sie Urlaub erhalten. Deswegen schaute die Magd auch jezt so fleißig abends zur Haustür hinaus.

VII.

Sonntags war der Großvater nach Mainz gereist und die Tante mit der Magd allein zu Hause. Da aber Bärbel zum Tanze gehen durfte, so wurde bestimmt, daß mein Vetter mit mir in des Großvaters Bett und meine Kousine mit der Tante in deren Stube schlafen sollte. Bärbel wurde wirklich um die vierte Stunde nachmittags von einem Soldaten, der ihr Schatz werden sollte, abgeholt. Sie hatte sich gar schön herausgeschmückt; ihr Schmutz prangte zwischen grasgrün und feuerrot in allen denkbaren schreienden Farben. Ihr strohblondes Haar glänzte, von Pomade fleiß gemacht, mit ihrem feckroten, gesundheitsstrotzenden Gesicht um die Wette. Die Tante, der sie sich in ihrer ganzen Herrlichkeit vorstellte, bewunderte sie und meinte in ihrer gütigen Art, sie könne sich mit jedem Mädchen auf dem Tanzboden messen. Bärbel fleischte vor Freude die Zähne und ging am Arme des Soldaten davon. Nun waren wir ganz allein in dem weitläufigen Hause und freuten uns kindlich, ungestört beisammen bleiben zu können, anstatt wie sonst, um die zehnte Stunde, wenn der Nachtwächter blies, uns trennen zu müssen. Die Sonne brannte und glühte das stille Dorf förmlich aus. Nur in der großen Stube war es still und erträglich. Wir 'pielten da, bis das Nachtmahl, welches die Tante noch in der Küche zurückhielt, eingenommen, dann der Tisch abgeräumt und alles wieder in die peinliche Ordnung, welche die alte Frau besonders übte, zurückgebracht war. Dann gruppierten wir uns in gewohnter Weise zu Füßen der Greisin, welche sich in den Lehnstuhl niedergelassen hatte.

„Heute, ihr Kinder“, begann sie, „kommt das Ende, das Euch alles erklären wird, was viele von den jüngeren Leuten hier, wie unsere Familie an mir nicht verstehen. Es wird Euch klar werden, warum mich die Leute Jahrzehnte „Frau Braut“ riefen, mich unter keinem anderen Namen mehr kannten, bis ich noch älter und aus der Frau Braut eine „ewige Braut“ und mit der Zeit die Tante Teinele ward. . . . Ich war frant, meine Krankheit hatte keinen Namen; brauchte auch keinen. . . . Ich sah, ich lag herum, machte nichts tun, nicht müßig gehen; alles hatte ja keinen Reiz, keinen Zweck mehr. Nur tropfenweise erfuhr ich das, was während der nächsten drei Wochen in der Welt vorging; erfuhr ich so recht tropfenweise das Schicksal meines Mannes. Von Mainz war er nach Erfurt, von da nach Dresden marschiert. Da die Fouriere, die Pferde- und Proviantlieferanten, sämtlich alle Freunde von uns waren, so konnte Joseph durch deren Vermittelung öfter schreiben, und so tat er auch. Droben im Schrank liegen die Briefe. Seit zwölf Jahren hab' ich sie nicht mehr gelesen, während ich es früher jeden Schabbes-Nachmittag tat. Doch das kommt noch. Der Herbst kam und ging zu Ende, die große Armee war in Russland. Ich verlangte nun die Briefe meines Mannes zu beantworten, ließ mir von Josef einen Gänsefisch schneiden, Tinte bringen, und schrieb einen langen, herzlichen Brief. Wie auch sonst anders? Da, als ich ihn mit Siegel zulleben ließ und die Aufschrift machte, ersah ich erst wieder die ganze Größe des Unglücks, das mich betroffen hatte. Wenn man sonst irgend wohin an jemand schreibt, kann man sich vorstellen, daß diese Person sich an diesem oder jenem Ort befindet; ich konnte es nicht. Der Ort, wo mein Joseph sich aufhielt, war ja unsicher und so gut wie ganz unbekannt. Daraufhin konnte ich Nachts nicht schlafen. Mit der Empfindsamkeit Genesender ängstigte ich mich darüber, ob mein geliebter Mann heute unter Obdach, ob er gesund oder marode sei, ob er unter freiem Himmel, im Bival oder unter einem Baum schlafen müsse. Jermehr ich aber wieder zu Kräften gelangte, desto mehr verließen mich diese beängstigenden Gedanken.“

Die Nachrichten kamen jezt immer unbestimmter, die Briefe von Joseph wurden immer seltener und blieben dann ganz aus.

(Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

121

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Schnitzler.

Da war ich nicht länger Herrin über mich. Ich begann mit Gott zu hadern. Sollte er mich darum genesen lassen, damit ich in Gräber hineinschleichen sollte, Toten nachweihen? Und dem Allernächsten gleich den Toten nachtrauern? Sollte ich mit neunzehn Jahren solch ein Schicksal verdienen? Wo war an diesem Chaguda mein Mann? In Rußland? Lebte er noch? War er gesund oder verwundet? War er gar tot? Warum wehte er nicht an meiner Seite? Aber ging ich nicht stets an seiner Seite? Wanderte meine Seele nicht mit ihm durch den Schnee? Lautlos und doch mit ihm sprechend? War ich nicht bei ihm am Nachfeuer, und wenn er schlief oder marschierte, mit den hunderttausend anderen? Begleitete ihn nicht mein Herz, wenn die Klanten blühten und die Kanonen trachten, und die Kämpfenden laut schreiend sich entgegenfürgen?

Mein Körper fing an zu erstarren, aber meine Seele ward wach und fröhlich. In der achten Woche nach dem Laubhüttenfest kam ein sonderbarer Brief. Es war auf dem ersten Blatt des Tschinn-Buchlein's geschrieben, das ich als Braut dem Joseph einmal geschenkt hatte. Nur wenige Zeilen standen darauf: Am folgenden Tag würde sein Regiment die russische Grenze überschreiten. Süße Worte folgten, dann die Hoffnung des Wiedersehens, ein Segen für mich, eine Bitte an Gott; am Schluss hieß es: „Bleibe stark im Glauben an den Allmächtigen und Deiner Liebe zu mir, wie meine Liebe fester ist als Felsen und härter als der Tod.“

Das war das Letzte, was ich von Joseph erfuhr. Dann kam noch was Furchtbares hinzu. Ende Oktober 1812 trat eine Kälte ein, wie kein lebendes Geschöpf sie noch erlebt hat. Menschen und Tiere erstarben am besten Tag auf der Landstraße, die Viehställe mußten mit Doppelklappen versehen werden, man durfte Nachts nicht mehr das Feuer ausgehen lassen und die Gassen und Landstraßen waren wie ausgeföhren. Über Feld ging man nur in Gruppen, Handel und Wandel stockte. Die Bäume in Wald und Feld barsten mitten entzwei und dann tat das jedesmal einen schrecklichen Knack. Alles Wasser froz zu Eis auf den Grund und man mußte erst Eis aufhacken und im Kessel am Herdfeuer aufkochen, um Wasser zu haben. Wenn schon hier solche entsetzliche, alles Leben tödende Kälte herrschte, wie kalt erst mußte es in Rußland sein? Das erregte uns noch weiter, mich kälte es auch im Herzen und Gemüt und ich erstarrte innerlich.

Wochen um Wochen vergingen, bis Monate daraus geworden waren, und der Winter dem Frühling Platz machte. An einem kalten, schneereisenden Apriltag ging wie ein Lauffeuer die Kunde durchs Dorf, der Anton Neuhof aus der Obergasse, der Sohn des reichsten Bauern, sei aus Rußland zurückgekommen. Aber wie? Die Beine seien ihm geschwollen, die Hände erfroren und in Lumpen gehe er einher. Mit hundert durcheinander-schreitenden Hoffnungen und Befürchtungen eilte ich in sein Elternhaus. Vor der Tür standen neugierige Menschen, die Einlaß begehrten. Aber der alte Neuhof, dessen Sohn in so erbaulichem Zustand noch Hause gekommen war, ließ niemand herein. Erst sollte der Anton ein wenig verschmausen, sich durchwärmen und ausschlafen, dann möge der Anton erzählen. Und dabei blieb es auch. Nur mit der „Frau Braut“ wurde eine Ausnahme gemacht, denn mit der hatten alle Dörfler innigstes Mitleid. So erhielt ich denn mit Marum Einlaß. Ich konnte mich kaum fassen, als ich den Anton wieder sah. Mein Gott, was war aus dem hämmigen Menschen in zehn Monaten geworden! Was da mein Auge sah, schien ganz unglücklich. Auf zwei Stöcken gestützt, den Rücken gekrümmt, ging, nein schlurte wie ein Siebenzigjähriger, der junge Mensch durch die Stube. Er wandte mir ein falsches, fleischloses Gesicht zu, dessen Augen tief in die Höhlen zurückgesunken waren. Alles, was er an hatte, schlitterte um seinen ausgegessenen Körper; nur die Füße waren unförmlich dick. Er setzte sich so nahe wie möglich an den Ofen, in dem das Feuer brannte. Es dauerte lange, ehe ich ein Wort aus ihm herausbekam, und was er zu erzählen hatte, gab mir wenig Hoffnung. Er habe Joseph nur einmal beim Rückzug aus Rußland gesehen, als die verschiedenen Regimenter bunt durcheinander geraten waren. Einen Tag lang seien sie beisammen geblieben, hätten beieinander am Nachfeuer gesessen, dann wurden sie getrennt. Anton war gegen seine frühere Natur sehr empfindlich und verschlossen geworden. Stundenlang sah er düster vor sich hin, ohne auf seine Umgebung zu achten; er schlief halbe Tage lang, verlangte nichts, und wäre am liebsten immer mit dem alten Neuhof allein gewesen. Am allerwenigsten mochte er über seine Erlebnisse in Rußland befragt werden. Dann schüttelte er sich, als ob ein Schauer seinen Körper durchzöge, sah starr vor sich hin und schwieg. Nur seinem Vater, der sich schier totgrämen wollte, erzählte er in abgebrochenen Sätzen seine furchtbaren Erlebnisse. „Vater“, sagte er dann, „so was mitzumachen und ansehen zu müssen, soll man keinem Jüd“, wieviel weniger

einem Christenmenschen wünschen. Ich hätte nie gemeint, was die Menschen auseinander machen können, daß sie grausam zu einander sind. An der Beresina, da hab' ich erfahren, daß in allen Menschen der Teufel steckt. Ich mag keinen mehr sehen.

Daß ich häufig in die Obergasse ging, brauch' ich nicht zu sagen. Der Anton wurde täglich menschenscheuer und einsilbiger, verließ das Haus garnicht mehr, bis er drei Jahre später starb. Ich begab mich, immer noch mich an die Hoffnung klammernd, jeden Freitag an die Kreuz-Chauffee, überzeugt, mein Joseph müsse auf diesem Weg zurückkehren. Da kam eines Tages wieder einer von den Kontribuierten heim, Wolff's Schimme von Wörstadt. Ihn war ein Fuß abgefroren, er lag monatelang in einem Hospital und kam jetzt als Invalid nach Hause. Der Schimme war so redselig, wie Anton Neuhof schweigsam gewesen. Und wenn er erzählte, ging den Leuten das Grinsen an. Er war beim Brande von Moskau gewesen, hatte Schladten die Menge mitgemacht, bis ihn in der großen Kälte der Fuß abgefroren war und die Doktoren ihn ganz abhieben. Er hatte Joseph seit ihrem Binnat in Dresden beim Hinmarsch nach Rußland nicht mehr gesehen. Er tröstete mich aber, indem er als Joseph's kommen noch mehr zurück, ja, in zehn Jahren werden noch Leute zurückkommen. Unzählige sind gefangen genommen, und nicht alle tot, die nicht heimkehren.“ Es war ein Trost, aber was für einer? Ist jemand tot, so hat man eben die Gewißheit, daß er nicht wiederkehrt, auch wenn man sein Grab nicht kennt; auch wenn man nicht weiß, wo auf dem weiten Erdbund seine Gebeine vermodern. Tausendmal schrecklicher als die Gewißheit ist die Ungewißheit, ob jemand, der uns angehört, den wir mit Herz und Seele lieben, lebt oder nicht lebt. Nächste lang liegt man da mit den martierenden Gedanken: Wo ist der Treue? Geht es ihm gut? Ist er gesund oder liegt er in irgend einem Erdwinkel krank und hilflos darnieder? Und nun noch dazu, wenn einer in den Krieg und in so ein entsetzliches Land gezogen ist wie Rußland. Das sind Seelenqualen, gegen welche die Qualen der Hölle in nichts zerfallen. Wenn ich nachts schlief, war mir's oft, als wenn mich seine Stimme rief; ich glaubte hundertmal, sie foch aus der nächtlichen Stille ganz laut und deutlich vernommen zu haben. Dann fuhr ich erschrocken in die Höhe und starrte in die Finsternis mit klopfenden Herzen, während mein Haar sich sträubte und mein Ohr lautstete, ob sich der Ruf wiederholen würde. Mit dem Schlaf ist's natürlich dann vorbei.

Von den Schreckensbildern gereizt, brütet man mit Tausen und Klingen in den Ohren, mit schlagenden Pulsen daliegend und malt sich alle Schauer und Entsetzen aus, von denen der Verlorene umgeben ist. . . . Rühret, ich habe das dreißig Jahre lang durchgemacht, ehe Ruhe über mich kam. Wißt Ihr, was das heißt, dreißig Jahre von jemandem träumen, sich um ihn bangen und sorgen, sich nach ihm sehnen und seiner warten? Nein, Ihr könnt das nicht wissen. — Gott verhöre, daß Ihr so was auch nur dreißig Tage solltet mitmachen müssen! Daß ich darüber nicht wahnsinnig geworden bin, wie Liebmann Bar's Frau, deren Sohn auch in Rußland geblieben ist, das war eine besondere Gnade Gottes. Doch nein, es war keine Gnade Gottes, es war eine Strafe Gottes. So was Jahrzehnte lang mit gesunden Sinnen tragen zu müssen, vom achtzigsten Lebensjahre an, darin liegt mehr Elend und Unglück, als der größte Dichter beschreiben kann. . . . Liebmann Bar's Frau hatte ihren Verstand verloren. . . . Jeden Tag, den Gott werden ließ, ließ sie in alle Ecken, bestellte das Beste und Schönste, denn ihr Aron komme heim und bringe seine Frau mit. Aron habe die Kaiserin von Rußland geheiratet und den Napoleon erlitten. Täglich wartete sie, bis die Post von Mainz eintraf und der Postillon zu blasen anfing. Dann rannte sie dem Wagen entgegen und rief: „Alleszeit kommt mein Aron mit seiner Frau.“ Bis 1844 hat sie's so getrieben, dann hat Gott sie erlöst. In späteren Jahren fragte ich mich gar oft, ob sie nicht glücklicher war wie ich? So kam der Herbst 1813. Da hieß es, bei Leipzig sei Napoleon schrecklich geschlagen worden. Drei Tage habe es drei große Monarchen gelöst, um den einen Gewaltigen zu überwältigen; die Franzosen retrihierten, und die Preußen, Österreicher und Russen seien von Gaud am Rhein im Anzug hierher. Da machten sich alle Leute daran, ihre besten Sachen zu versenden, erstens vor den Franzosen, die alles mitnahmen, was nur erreichbar war, zweitens vor den Österreichern, unter denen es halbwegs Menschen gab. Vor den Preußen hatte niemand Angst, desto mehr vor den Russen! Die Leute zitterten schon beim bloßen Namen, und wie ich bald erleben sollte, mit Recht. Auf dem Marktplatz zu Bingen waren Russen und Franzosen aneinander geraten¹⁾. Die Russen kamen vor den Preußen an, denn sie hatten alleamt Pferde. Euer Großvater war gerade in Bingen, als alle Mannesleute an die Rufe rannten. Aber der Trufusbrüde kamen massenhaft Kanonen mit Ochsen bespannt und mit Pferden, die man den

Bauern abgenommen hatte. Unterhalb der Brücke, wo die Rufe in den Rhein fließt, kamen die Franzosen auf Pferden durchs Wasser geritten, hinter ihnen die Kosaken. Die Franzosen hatten es eilig und sprangen spornreits durch die Stadt nach Mainz zu. Die Rufe, so erzählte Euer Großvater, wimmelte von Pferden und Menschen, die durch das kalte Wasser waten. Von Bingen aus sahen die Leute dem Kampf zwischen Franzosen, Russen, Österreichern und Preußen zu²⁾. Wie es da hergegangen ist, hat er schon oft genug erzählt. Obwohl man nun in den absteigenden Ostschiffen die Hoffnung hegte, daß sich hierher kein Feind verirren würde, — und als Feinde betrachtete man alle Soldaten ohne Unterschied, denn sie benahmen sich sämtlich so, — kam es doch anders. Der erste Mord stand im Hof zum Kelter bereit, und wir waren am Buttern. So gegen zehn Uhr morgens, da kam der alte Gillerberger und der Meieroth, zwei arme Bauern, denen man die Söhne fortgenommen hatte und die, weil sie ganz allein standen und nichts zu leben hatten, im Kelterhaus bei uns aufgenommen waren und bei uns lebten, ganz verfürd aus dem Winter (Weinberg).

„Verdickt Euch, Ihr Weibsvolk“, rief Gillerberger, „die Russen kommen.“

Die Mäde liegen das Butterfaß, die Kelter, die Küche, die Küben stehen, und rannten schreiend davon, die eine in den Keller, die andere auf den Speicher, der Meieroth, obwohl ein Siebenziger, aber noch stark und rüftig, holte die kopflos gewordenen schnell wieder herbei.

„Vor allem“, rief er, „die Rufe aus dem Stall und hinauf nach Udenheim zu, das liegt aus'm Weg!“ Und wenige Minuten darauf waren schon fünf Rufe fortgeritten. Zwei, die erst gelacht hatten, konnte man nicht mehr fortjagen, weil nicht genug Leute da waren, und solche Tiere nicht getrieben werden können, wenn die Kältschen nicht vorauslaufen. Nun warf Gillerberger Stroh und Heubündel in den Keller, hinter denen sich die Frauen und Mädchen verbergen sollten. Dann schüttelte er noch Heben und Meierwollen davor auf. Vier junge Bauernweiber kamen mit ihren Kindern zu uns geflüchtet und wurden ebenfalls hinter den Bündeln verdeckt. Auch Wendels Schwiegermutter, sowie die Mamel, die verheiratet und von Sperrdingen nach Hause geflüchtet waren, mußten mit in den Keller, wofür man der Vorsege halber auch Essen mitnahm.

Im Keller lagen achtzehn Stück Vieh, fuhr die Tante fort, Gillerberger und ein anderer Mann schüttelten das Heu und Stroh nach hinten; ich warf Weizenkörner für die Kinder in den Hof, und bald war der halbe Keller ausgefüllt. Absichtlich ließ Gillerberger mehrere Fässer freistehen. „Daran mögen sie sich vollsaufen“, sagte er, „zutreiben mit meim Werk. Dann sagte er noch die Japfen an den Fässern ab, weil man aus früheren Erfahrungen wußte, daß die Wänderer sie losfchlügen, und den Wein dann auslaufen ließen. So hatte der lang-jährige Krieg die Leute auf alles Böse vorbereitet. Die Enten und Gänse wurden aus dem Hof und ins Feld gejagt, wo sie am sichersten waren. Inzwischen lockte ich mit Gillerbergs Frau mächtige Kessel voll Essen. Wenn die Soldaten sich die fast gegessenen und getrunken hatten, gebärdeten sie sich lange nicht so wild, als wenn sie hungrig und durstig waren. Nun aber drangen die alten Männer in mich und Jeannette, uns keiner Gefahr auszuweichen, sondern auf unsere Klammern zu bleiben. Sie selbst wollten die gefürchteten Gäste schon empfangen. So gingen wir denn hinauf, verriegelten die Türe und rühten hölzerne Truben vor die Türen. Gegen zwei Uhr hörte man Pferdegetrappel, aber nicht viele Leute ließen sich durch die Reugierde hinauslocken. Das Dorf blieb wie ausgeföhren. Bald darauf standen die Kelter, von der Größe des Hauses angezogen, vor unserer Hoftür. Hinter dem Vorhang unseres Fensters erblickten wir drei Männer, die auf kleinen Pferden saßen. Sie sahen sehr schmutzig, aber nicht böse aus. Jeder hatte eine, wenigstens vier Ellen lange Lanze in der Hand und hinter sich am Sattel ein kleines Gewehr. Ich fühlte nicht die mindeste Furcht vor diesen struppigen Burken, und wäre schon heruntergegangen, wenn mich nicht die Schwägerin zurückgehalten hätte. Gillerberger hatte sich aus offene Fenster gesetzt, und den forderten sie auf, das Tor zu öffnen. Als er vernemend den Kopf schüttelte, hob einer drohend seine Lanze, worauf der erschrockene Bauer öffnete. Widerstand wäre ja auch vergeblich gewesen. So ritten sie zum Tore herein, sprangen von ihren Pferden und betraten das Haus. Wir begannen leise zu beten, denn ich fühlte mich doch nicht mehr so sicher wie vorher.

(Fortsetzung folgt.)



¹⁾ Beim Bau des Bahnhofs in Bingerbrück wurden noch viele Skelette bloßgelegt, auch Waffenstücke, alterhaltene Uniformstücke und andre Gegenstände, die von den bei diesem Kampfe Gefallenen herrührten.

²⁾ Historisch.

BELLETRISTIK.

13]

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit von Arthur Kahn.



Ich betrat sie das Haus, und vom Geruch der Speisen angezogen, jedenfalls sofort die Küche. Einer schleifte einen Gemüsetopf herbei — es war Sauerkraut mit Erbsen, ich sehe es heute noch vor mir stehen — ein anderer hatte den Fleischtopf in den Händen. Sie stellten beides mitten in den Hof, der dritte holte Bündel Heu für die Pferde herbei, wobei ihnen der Gillerberger helfen mußte. Sie setzten sich aufs Heu und begannen gierig mit den Händen zu essen. War ihnen etwas zu heiß, dann warfen sie es in den Topf zurück. So saßen und standen Mensch und Tiere beisammen und taten sich gütlich. Da kam noch ein vierter Rosal, sprang vom Pferd, setzte sich zu den übrigen, und aß tüchtig mit. Die Mahlzeit dauerte nicht lange, da verlangte der Festangekommene zu trinken. Gillerberger, der sein Pfeischen rauchend auf der Treppe saß, und den Leuten scheinbar ganz gelassen zusah, ging ins Haus und kam mit einem Eimer zurück. Er trat auf den Brunnen zu und begann tüchtig zu pumpen. Der Rosal ließ ihn auch gewähren und gab das Wasser den Pferden zu saufen. Dann machte er von neuem die Geste des Trinkens. Gillerberger zuckte mit den Schultern. Der kleine Kerl sah sich aufmerksam im Hof um, da fiel sein Blick auf die mit Brettern zugedeckte Mistbütte. Er hob dieselbe auf, beugte sich nieder, steckte die Finger in die zerstoßenen Trauben, leckte daran und machte ein erstauntes Gesicht. Nun kamen auch die anderen herbei, taten ebenso, und sahen sich in maßlosem Erschrecken an. Der Mist hatte schon mehrere Tage gestanden, weil keine Leute zum Reiten da waren, und begann schon stark zu gähnen. Erst holten sich die Rosalen mit den Händen die Trauben und Brähe heraus, dann nahmen sie ihre Tschakos ab, und tranken daraus. Als sie nicht mehr konnten, gaben sie den Pferden davon zu saufen. Der gährende Stoff mochte ihnen in den Kopf gehirnen sein. Sie brachen die Scheuer auf, wo sie alles durchwühlten. Hierauf nahm sie das Butterfass, das sie bisher nicht beachtet hatten, und leerten es in den Mist. Einer ging in den Stall, nahm seine Lanze, stach eine Kuh samt beiden Kälbern tot, schleifte die noch zuckenden Tierchen in den Hof und warf sie gleichfalls in die Mistbütte. Aber damit noch nicht genug — mir wurde schwarz vor den Augen — erbrachen die Umherbrecher die Wandbänke in dieser Stube hier, holten Bücher und Papier heraus und warfen sie ebenfalls in die Mistbütte. Als sie dann an der schrägen Kellertür herumzuarbeiten begannen, konnten wir unsere Unruhe nicht länger bemäßen. „Wenn sie um Himmelswillen nur nicht in den Keller dringen und die Frauen entdecken!“ flüsterte mir die Schwägerin zu. „Das wird Gott verhüten“, antwortete ich bekommen. Die Rosalen — ich weiß heute noch nicht, ob das wirkliche Menschen waren, — schienen eben Augenblick ausgelassener zu werden. Da drang zu allem Unglück unterdrücktes Weinen an das Ohr der kleinen Töchter. Sie stuyten einen Augenblick, um dann aber um so energischer aus Aufbrechen der Türe zu gehen. Was wird aus den Frauen da unten, fragte ich mich, wenn die Aussen sie im Keller entdecken? Werden sie gar die Kinder töten, wie sie eben die Kälberchen erschossen haben? Je länger ich mir die Frage vorlegte, desto schneller reifte ein Entschluß in mir: Ich werde diese entsetzlichen Wesen da unten selber vertreiben. Der Entschluß ward sofort zur Tat, als ich plötzlich Gillerbergers Stimme hilfernd heraufhören hörte. Sie hatten den alten Mann, der sich dem gewaltsamen Öffnen der Kellertür widersetzt, gepackt und gewürgt. Ich warf schnell eines meiner schönen Kleider, das mir gerade in die Hände fiel, über, eilte, trotzdem sich Jeanette mir verzweifelt in den Weg stellte, den Gang entlang, die Treppe hinab in den Hof und stand, erhöht von der Aufregung und Hast, mit der ich gekommen, unter den Fremdlingen. Raum werden sie meiner ansichtig, als sie flugs von Gillerberger losließen und mich mit grenzenlosem Erschrecken anstarrten. Wie ein Blitz fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, hier mußte die Herrin herausklettern. Ich erhob energisch die Hand, wies nach dem Hoftor, ohne ein Wort zu reden als „hinaus!“ Da zogen die Burchen demütig den noch vom Mist feuchten Tschako vom Kopf und verharreten regungslos. Solche Lagen den Männern gegenüber erloschen vier Frauen viel schneller als Männer untereinander. Nochmals rief ich, und noch lauter als zuvor „hinaus!“ trat noch einen Schritt gegen die vier vor, und blieb dann, mit erhobenerm Arm gegen das Hoftor weisend stehen wie eine Bildsäule. Da griffen sie nach den Halftern ihrer Pferde, und schlichen zückig zurück. Inzwischen war Meheroths würdiger Kopf erschienen, und hatte noch den letzten Akt dieses Vorganges angesehen. Er meinte dann, mein schönes Kleid wäre Schuld gewesen, die Aussen hätten mich sicher

für eine hohe Person gehalten, und wenn ich in einfacher Bauerntracht gewesen wäre, würden sie mir vielleicht noch Leids zugefügt haben. Meheroth hat nicht unrecht, dachte ich mir, und merkte mir seine Worte für's nächste Mal. Und das war eine Stunde drauf. Da kamen wieder zwei Rosalen angepörrt. Gillerberger hatte wohl gesprochen: Die Franzosen waren nicht halb so schlimm, wie diese neuen russischen Freunde. Ich hielt mich jetzt verantwortlich für die Sicherheit der Leute, die sich zu uns geflüchtet hatten. In der Aufregung vergaßen wir das Tor zu schließen. Es war nur angelehnt, und bevor jemand daselbst erreichen konnte, sah schon ein Pferdkeßel herein; der Torflügel flog unter kräftigem Stoß zurück, und ein weißes Pferd ward sichtbar. Im Dorfe wurde es lebhafter, da und dort wagte sich ein Bube oder eine alte Frau auf die Gasse. Ich merkte kaum darauf, sondern nur auf unsere beiden neuen Gäste. Das sollten die Freunde der Deutschen sein? Ich kann heute noch nicht darüber hinwegkommen. Gott möge die armen deutschen Bürger und Bauern schützen, wenn die Aussen je noch einmal als Freunde und Verbündete ihrer Fürsten ins Land kommen sollten, und wenn's nach hundert Jahren wäre! Ein Land, das solche Soldaten hat, kann seinen Freunden nichts Gutes tun. Als die Kerle Miene machten, ins Haus zu treten, ging ich bis an die Tür, sah sie streng an, und sagte, wiewohl sie es nicht verstehen konnten, sie sollten hier stehen bleiben, wo sie zu essen bekommen sollten. Zu meiner stillen Freude und zur großen Verwunderung unserer Leute, verneigten sich die Aussen tief vor mir; kaum das sie die Augen zu erheben wagten. Inzwischen brachten die beiden Bauern Essen heraus, welches die beiden Leute aber nicht anrührten, bis ich sie wieder, auf Deutsch natürlich, dazu aufforderte. Das waren offenbar ganz andere Leute, als die vorher abgezogenen. Sie aßen gierig, auf dem Boden niedergebückt und die Halfter um den Oberarm geschlungen. Auch die Pferde ließ ich füttern und tränken, wofür sich die beiden durch Kreuzen der Arme und Verneigungen bedankten. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als die beiden friedlich hinausritten. Schon ging ich mit dem Gedanken um, die im Keller verborgenen Weiber und Kinder heraus zu lassen, als plötzlich wieder fünf oder sechs Reiter erschienen. Jetzt ward mir aber doch recht bange; ich fühlte, daß ich zu zittern begann, und betete zu Gott, daß er mich nur jetzt nicht möge schwach werden lassen. Übermals drangen die wilden Menschen wie die Wölfe in den Hof ein. Ich erkannte sofort die Erstgekommenen in ihnen wieder. Mit den andern Kameraden, welche sie mitgebracht hatten, stürzten sie wie wilde Bestien auf die Mistbütte los und tranken in eckhafter Eier aus dem Gemisch, in das sie zwei getötete Kälber, ein Faß Buttermilch, Bücher und Kleider hineingeworfen hatten. Wir blieben noch voller Schrecken auf diese jagelosen Menschen, da ward schon wieder der Tritt von Pferden vernehmbar. Sie schienen langsam zu gehen, denn der Schall kam nur allmählich näher. Nichtig, wieder zwei Reiter, aber gewaltig verschoben von den bisher gesehenen. Der eine hatte eine blaue, schönverzierte Uniform an, der andere einen weißen Waffenrock und eine österreichische Mütze. Die beiden, offenbar vornehme Herren, hielten ihre Pferde an und blickten erlaunt in unseren Hof. Da sagte ich Mut, trat ins Tor und deutete stumm auf die sechs Soldaten. Im ersten Augenblick sahen die Offiziere, denn das waren die beiden, überrascht auf mich herab, sprangen dann fast gleichzeitig von ihren Pferden, die ihnen willig folgten, und traten auf die halbrunden Aussen zu. Der Österreicher schlug mit der flachen Klinge auf Rücken und Köpfe der Überfallenen und half mit kräftigen Fußritten nach, während sein preußischer Kamerad tüchtige Pässe auf die tödlich Erstochenen niedersaufen ließ. Die also Traaktierten suchten das Hoftor und ihre Pferde zu erreichen, was aber erst gestattet ward, als sie samt und sonderb gezähigt waren. Da endlich kam euer Großvater in seinem Korbwägelchen angefahren. Ich jubelte auf, als ich ihn erblickte, und hätte beinahe unsere Reiter in der Not verassen. Das wurde jetzt wieder gut gemacht. Marum zog höflich seine Mütze ab und fragte die Herren, ob sie nicht näher treten und einen kleinen Imbiß annehmen wollten. Bis Mainz, wohin sie doch wahrscheinlich wollten, sei es noch weit, und die Dämmerung im Anzug. Die beiden Offiziere waren sichtlich erfreut über dieses Anerbieten, und traten, nachdem die Bauern die Pferde in den Stall gebracht hatten, in die Stube. Dort, ihr Kinder, haben sie gesessen: der eine hier links, neben dem Hoffenster, der andere an dieser Seite. Jeanette, die ihre Furcht überwunden hatte, und herabgekommen war, bestete mit weißen Fingern den Tisch, und Marum ging in den Keller, Wein zapfen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr er die Verbergung der Weiber. Er erzählte den Offizieren davon, und diese waren nicht wenig erstaunt, als es hinter den Heu- und Reisigbündeln lebendig wurde. Unsere Gäste waren nämlich neugierig geworden und mit in den Keller gegangen. Doch amüsierte der Anblick die Offiziere keineswegs, sie blickten vielmehr milde auf die ans Tageslicht Hervortretenden. „Was doch der Krieg nicht alles zettelt!“ wandte der Preuße sich an seinen Kameraden

und zu mir.“ Sie haben gewiß auch viele Leiden durchgemachen müssen, mein Fräulein?”

Ich nickte nur, und die Tränen schossen mir in die Augen. Die Kehlen war mir wie zugeschnitten. Mit inniger Teilnahme sahen mich die Herren an. Wir setzten uns an den Tisch. Draußen begann es zu dünnern, und wir hatten schon längst Licht angezündet, hier an der Schabbeslampe. Alle acht Flammen brannten, und außerdem standen drei silberne Leuchter auf dem Tisch, so daß es hell ward, wie an einem Feiertag. Eigentlich war's auch jetzt ein solcher. Mit den beiden vornehmen Herren war Sicherheit und Frieden bei uns eingeleuchtet. Wir atmeten erleichtert auf. Marum wurde erlucht, einen Boten auf die Chaussee, die nach St. Johann führt, zu schicken, von wo ein Detachement Preußen und Österreicher unter Führung eines jungen Offiziers kommen würde; der letztere sollte sich gleich nach seiner Ankunft hier bei uns melden, wenn wir das erlauben wollten. Der Großvater versicherte, daß das für unser Haus die höchste Ehre sei, die ihm widerfahren könne. Unsere Gäste, die, wie sie sagten, seit Tagesanbruch noch nicht aus dem Sattel gekommen waren, aßen mit gutem Appetit. Beim Wein wurde die Unterhaltung recht lebhaft. Mich erboten die beiden immer als „Fräulein“ und „Mademoiselle“ an, bis ich erklärte, ich sei kein Mädchen mehr, sondern eine verheiratete Frau. Die ungläubigen Blicke der beiden Offiziere sind mir bis heute noch in der Erinnerung, als mein Bruder ihnen von meiner Hochzeit erzählte, wie mir mein Mann drei Stunden nach der Trauung von den Franzosen gewaltsam entrißen wurde. Als ich mein Taschentuch hervorholte, schienen die beiden tief gerührt. Sie sahen mich milde an. Der Österreicher stand auf, und brückte mir voll inniger Teilnahme die Hand. Wir schwiegen alle, und in der Stube war es so still, daß man nur das Knistern der Kerzen hörte. Inzwischen kam der junge Offizier, den wir dann mit den beiden hohen Herrn allein ließen. Im Schloß, in welchem außer dem Kastellan und Tanzmeister niemand wohnte, ward Quartier bestellt; der junge Offizier nahm mit uns das Nachtessen, und wir blieben mit den Gästen bis etwa zehn Uhr beisammen.

Als die beiden Offiziere gingen, verpackten sie, vor ihrem Weitermarsch noch bei uns zu frühstücken, reichten mir freundlich die Hand, und erboten sich, alles aufzubieten, um den Verbleib meines Joseph ausfindig zu machen. Mit tausend Hoffnungsbildern begab ich mich zur Ruhe und betete, daß Gott die edlen Männer in den Gefahren des Krieges beschützen und daß es ihnen gelingen möge, ihr Versprechen zu erfüllen. Vor Tagesanbruch holte Marum die Gäste zum Kaffee ab. Wir Frauen hatten tüchtig gebadet, und stellten den lieben Menschen das warme Gebäck vor. Der Abschied war wie von alten, trauten Freunden, und unsere aufrichtigen Segenswünsche folgten dem Scheidenden nach. Wie groß war unser Staunen, als eine Schildwache vor unserm Haus zurückblieb! Das hatten die Offiziere veranlaßt, und so viel Truppen auch durchkamen, Aussen, Österreicher und Preußen, wir blieben doch in bisher nie gefühlter Sicherheit. Die von den Rosalen zerstoßene Kuh liefen wir in die Bauern verteilen. War doch schon Wochenlang kein Zoch Fleisch mehr aufzutreiben, so daß die Leute selber nichts mehr zu essen hatten. Unser Haus war voll von geschlachteten Mägen aus der ganzen Umgegend, weil hier bei uns die größte Sicherheit vor den schredlich rohen Soldaten herrschte. So hatte Gott seine schützende Hand über uns gehalten, und das Hofe, das uns die Aussen angetan, war uns zum Guten geworden. Ohne die Szene im Hof hätte ich die Offiziere nicht wahrgenommen, und der Himmel muß wissen, was aus uns und den vielen unschuldigen Menschen ohne diese beiden hohen Herren geworden wäre. . . Kinder, Ihr könnt gar nicht nachempfinden, was es heißt, wieder neue Hoffnung zu schöpfen, wieder von Neuem zu glauben. Die Offiziere hatten beide versichert, sie würden, wenn sie heil zurückkehren, wieder bei uns einkehren. Zahllose Soldaten zogen hier durch, teils über Mainz, teils über Alzen und Worms, um den Franzosen den Weg zu verlegen. Dann war es stiller. Der Krieg ging zu Ende. Wochen verstrichen, dann Monate, aber die Offiziere kamen nicht. Ich lebte nur noch in Erwartungen, in der festen Überzeugung, daß etwas Freudiges für uns sich ereignen müsse. Als aber Monathgingen, begannen meine Hoffnungen in's Schwanken zu geraten. Der Herbst kam, aber die Offiziere fanden sich nicht mehr ein, und von den Dorfbewohnern, die mit Napoleon nach Ausland hatten marschieren müssen, war bis jetzt keiner zurückgekehrt. Bei uns war es so still, wie in einem Trauerhaus. Dann und wann kam einer von den Nachmanns. Zuweilen fuhr ich hinüber zum Schwiegervater, der an zunehmender Gedächtnisschwäche litt, und nach und nach alles um sich her vergaß. Dieses Schicksal war ein Glück für den alten Mann, denn der herrlichste Sohn entrißen worden war.

(Zerfortsetzung folgt.)



1) Die Schilderung war auch in der Familienschronik bestätigt.

BELLETRISTIK.

14]

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Schnitzler.



Eines abends, es war um die Chanukkazeit, saßen wir hier in der Stube beisammen; euer Großvater, die Großmutter mit ihrem Kind auf dem Schoß, und ich hier mit meinem Spinnrad, wie gewöhnlich des abends. Da tritt der alte Wittenberger in die Stube, setzt sich an den Ofen, macht mit Feuerstein und Runder seine Pfeife an und erzählt uns so ganz nebenbei, des Müllers Peter sei heute Nacht beim Dunkelwerden aus Rußland zurückgekehrt. Mir fuhr es so durch die Glieder, daß ich die Arme wie gelähmt fallen ließ und mich nicht rühren konnte. Alles ging mit mir im Kreise herum, ich wäre vom Stuhl gesunken, wenn nicht Jeanette sogleich an meiner Seite gewesen wäre. Warum aber griff nach seiner Waise, um sofort zu Müllers zu gehen. Ich mußte mit, keine Macht der Erde hätte mich daran hindern können, und so schnell hatte ich mich von meiner Schwäche erholt, daß meine Schwägerin keine Zeit und kein Wort finden konnte, mich zurückzuhalten. Ich eilte, wie ich ging, Marum nach „zu Müllers“. Wenn der Peter zurückkam, warum sollte nicht auch Joseph zurückkommen? Und wenn Beide jahrelang in demselben Land zurückgeblieben wären, worum sollten sie nicht etwas von einander wissen? Bei Müllers ging es so laut her, wie in einem Wirtshaus. Die kleine niedere Stube war voll von Männern und Frauen, welche zahllose Fragen an den Peter stellten, die die einen, die nicht fragten, sahen ihn mit stieren, flammenden Blicken an. Das war auch ganz erklärlich. Der Peter sah völlig verwirrt aus. Haar und Bart waren ihm lang gewachsen, seine schmutzigen Kleider zeigten einen landfremden Schnitt, ein paar gewaltige Stiefel hatte er über die Hosen gezogen. Er verschmähte es, Wein zu trinken, und stürzte ein Glas Schnaps nach dem anderen wie Wasser herunter. In seine Neben nicht er viele fremdartige Wörter, lang russische Pieder, schlug mit der Faust öfter auf den Tisch, ließ sich ein Stück Eis von der Dachrinne abbrehen und kante es vor den Augen der Leute und sagte, daß man so in Rußland tue. — Er war schon ziemlich betrunken, als ihn Marum bewillkommnete, und dieser mußte ihm zutrinken. Mich selbst redete er sogleich mit den Worten an: „Mha, Junger Braut, willst mich auch bewillkommen? Aber den Joseph täte ich lieber hier sehen, gelt? Glaub's schon, das war' er 'n Unterchied; dann sah ich jetzt am Wachtfeuer und guckte bis zum jüngsten Tag hinein. Weiß schon, willst was von Deinem Schatz wissen; hab' ihn vor Moskau noch gesehen; und nachher sind wir wieder mal zusammengekommen, wie kein' Ordnung mehr in den Regimenten war. Maria und Joseph! war das 'n Turkeineinander von allen Sorten Soldaten! Kanoniere, Schasseure, Dragoner, Garbisten, Reiter, kurz alles durcheinander. Es wird mir ganz trocken im Hals, gebt' mal Buttk' her!“ Er trank wiederum, dann fuhr er fort: „Bis Moskau ist's gut gegangen, dann ist's eilig geworden. Erst war's uns zu heiß, dann ist's uns zu kalt, arg, arg kalt geworden; erst die Füße und die Hände, dann die Knie! Und geschnitten hat's auch, geschnitten mittags, geschnitten nachts. Feuer wollte nicht brennen, war auch wenig Holz da. Hinter uns die verfluchten Kosaken; kaum hat man am Feuerchen geblasen, da kamen die Gallunken; wer noch kommt, ist auf und davon gesprungen, andere sind beim Feuer geblasen und haben in die Flammen gedeut, haben's Feuer aber nimmermehr gespürt, die Kälte! auch nit, auch die Kosakenlängen nit: sind halt sitzen geblieben und sitzen meiner Seele noch dort.“

In der engen dunstigen Stube war es totenstill, häßlich dunstig und entsetzlich heiß geworden. Die Leute starrten erschrocken und erstaut auf den Erzähler, dessen Gesicht rot, fast braun geworden war; seine Augen begannen förmlich zu glühen — der Brantwein tat seine Wirkung.

Dann plötzlich richtete er seine Augen wieder auf mich; der Blick machte mich erschauern. Er sah mich wie eine fremde Person an, dann, nachdem er so sekundenlang mein Gesicht stumm angestarrt, begann er von neuem, während die übrigen bald auf mich, bald auf den unheimlichen Erzähler glockten: „Treinle, alleweil lemt' ich Dich wieder. Da fällt mir ja ein, daß Du verheiratet und doch ledig bist. Am 24. Juni 1812, das werd' ich nie vergessen, da find wir mit den Franzosen in's Rußische hinein. Wir waren von den ersten, die Regimente vom Rheinbund.“

Peter schweig, es schien, als wollte er einschlafen. Die Wauern aber tiefen in häßlicher Ungeduld: Weiter, Peter, weiter. „Mhrer zehn Stunden wir auf russischem Boden“, fuhr Peter Müller mit lallender Stimme fort, „und die andern find an uns vorbei. Das ging sechs Stunden, man war schon müde vom Fußchen. Da kam die Garde, die schönsten Leute von den Franzosen, Bayern und vom Rhein, meist Franzosen. Der größte und stattlichste von allen, das war der Joseph, Dein Schatz.

Dann haben wir uns noch einmal gesehen . . . Bart! mal, wann war's doch? Nein, ich weiß's nit mehr. Der Joseph, ist dreimännig, der hält's aus, sagt ich mir damals, wie ich mir den Mantel von einem toten Soldaten umhängte, weil ich sonst erfroren wär. Der Joseph sitzt also nachts mit uns, nein, doch nit — es war nit dasselbe Wachtfeuer — also der sitzt auch an so 'nem Feuer, als die Russen wieder hinter uns herkommen. Wer kommt, ist ausgerissen. Aber jetzt weiß ich nit mehr, nein, ich kann's nit gewiß behaupten . . . Gelt mir was zu trinken!“ Und es war nichts mehr aus ihm herauszubekommen.

In jener Nacht hatte der Peter Müller etwas in meine Seele geschleudert wie eine Brandbafel. Er war ja allerdings halb oder völlig betrunken. Aber was er da sagte, klang durchaus wie etwas Erlebtes. Zweierlei furchtbare Möglichkeiten rangen in mir: Rein Mann konnte noch leben; nein, er lebte gewiß, und war sicher in russische Gefangenschaft geraten. Dann wieder schrie eine Stimme in mir, daß er am Wachtfeuer erfroren sei. Der Peter trank von Tag zu Tag mehr Brantwein, schwante immer verwirrter, bis er gänzlich blödsinnig wurde. Die Wahrheit, das Letzte, was er damals hätte erzählen können, kam nicht mehr heraus, denn gerade da hatte ihn das Gedächtnis verlassen.

Jahre gingen hin, ich merkte es kaum; Josephs Vater und Bruder waren gestorben; ich betrachtete sie, aber mit den Jahren verblasste auch ihr Bild in mir, wie das so kommt. Ich zählte die Jahre nicht. Ich rechnete von Woche zu Woche, von einem Freitag zum andern, wartete auf etwas, was sich nicht erfüllte; vielleicht heute, dachte ich, wenn ich fortging; vielleicht nächsten Freitag, tröstete ich mich, wenn ich wieder nach Haus ins Dorf ging. Alle Freitag Mittag ging ich so an die Kreuz-Chauffee. Aus dem achtzehnjährigen, in Jugend prangenden Mädchen, das einem verschollenen Mann als Ehefrau angetraut war, war eine gelesene Frau, man konnte sagen, ein „alterndes Mädchen“, eine fastreize Witwe geworden, ein armes Geschöpf, auf das alle Bezeichnungen paßten, weil keine so recht paßte, und endlich eine weißhaarige Greisin. Bald gab es für mich keinen Unterschied mehr in den Jahreszeiten. Und dennoch die bittersten Stunden nahen für mich an den Freitag-Abenden. Jeden und jeden Crew-Schabbes, den Gott werden ließ, pilgerte ich hinaus auf die Kreuz-Chauffee, wie andere Menschen auf den Friedhof gehen. Hoffnungslos lenkte ich meine Schritte dorthin, und erwartete dennoch Jemanden, ihn, meinen Mann. Und wiederum erwartete ich ihn nicht mehr. War ich einmal zurückgehalten — und das mußte schon etwas sehr Bedeutsames sein — dann glaubte ich, gerade diesmal mußte ich ihn versetzt haben. Wenn ich da draußen saß, und hinüberblickte nach Kreuznach abwärts, war es alles, was ich versüßte sich meine Seele. Alles, was ich hier erlebt hatte, trat mir lebhaft vor die Erinnerung. Die grünen Felder, an denen wir vorüberwanderten, die Mädchen und Jünglinge, die jeden Sabbat-Mittag sich hier begegneten, unter ihnen der Joseph, ein wahrer Saul, an Gestalt alle überragend. Ich sah das schöne Pferd, das so treu hinter uns hergeritt, wenn wir an Wochentagen allein hier wandelten. Ich sah alle blühen und im Herbst wieder verfallen, und ich blieb jung in diesen stets neu wiederkehrenden Erinnerungen. Da sah ich auf dem Meilenstein, bis die Sonne sich neigte, und die Einfache des Sabbat veränderte. Dann erhob ich mich zum Heimweg. Das war in allen Jahren, so oft ich hinausging und allein, wie ich gekommen, zurückkehrte, immer das Rehevolle. Dann umfasste mich die Trauer, wie mit harten Fäusten, und ich fühlte von neuem, daß mir die Augen feucht wurden. Oft kamen arme Wanderer des Weges. Ich lud sie zu uns ein, wie das Brauch ist, aber wenn ich mich zur Heimkehr wendete, war es stets dasselbe Gefühl der Trauer; mein Joseph ist für mich verloren. Wie oft haben unredliche, fremde Bettler auf mein Schicksal freiluliert, Mädchen erlosnen, über meinen Mann, der in Rußland lebe, und dort groß und reich angesehen sei. Alles war erlogen, und nur erkundten, um uns zu betragen und Geld abzuschlehen. Die Wauern nannten mich „Frau Braut“, denn sie wußten nicht recht, wie sie mich sonst titulieren sollten. Und ich blieb die „Frau Braut“, bis eure Eltern um mich rum aufwuchsen, und ich Tante Treinle genannt wurde. Manche Leute behaupteten, meine Gänge nach der Kreuz-Chauffee seien eine fruchtlose Gewohnheit geworden. Nach ihrer Auffassung möge sie recht gehabt haben. Aber was verstanden denn die Menschen von den Gefühlen eines Weibes, das mit siebenzehn Jahren sich aus tiefer Neigung mit einem der edelsten und vornehmsten Männer verlobt hat? Was wissen denn Menschen, die nie Unglück kennen gelernt haben, außer einer Mißerte oder sonstigen Vermögensverlusten, was wissen die, welche Schicksalsgröße ich mit mir und in mir herumtrug. Vielleicht war die Gewohnheit in mir zum Bedürfnis geworden, und zog diese mich wie eine unsichtbare Gewalt jeden Freitag hinaus nach der Chauffee. Warum aber war mir jedesmal, wenn ich diesen Gang unternahm, als hätte ich eine Untreue an dem begangen, der ja doch nicht wiedergekehrt?

Weil ich zehn, fünfzehn, zwanzig und fünfundzwanzig Jahre so bestimmt an seine Wiederkehr glaubte, wie wir glauben, daß der Messias einst kommen werde. Und länger noch habe ich daran geglaubt.

Wer geliebt hat, hofft auch, und die Liebe hat die Auferstehung vom Tode geschenkt.

So hoffnungslos ich jedesmal den Heimweg antrat, ich hoffte auf den nächsten Freitag Mittag. Der Sabbat, dieses Fürstentum Israels, gab mir neue Kraft; die Verheißung im Lecho dodi, die Semios, die Weisheit, welche aus der ungetrübten Ruhe, wie von selbst über uns kommt, der Straß der Lichter, die friedensersättigten Züge unserer Lieben sind Balsam für alle Schmerzen unserer armen Gemüter. Mich hat es starr erhalten, in den unsäglichen Kämpfen, die ich da drinnen, tief in meiner Brust für mich allein austämpfen mußte. Jetzt sind es bald dreißig Jahre, seit ich meinen Joseph zum letzten Male durch das Dorf begleitete; seit zweifundfünfzig Jahren bin ich fast jeden Freitag auf die Kreuz-Chauffee hinausgegangen, ihn zu erwarten. Glaubt Ihr wohl, eure Großtante war solch' eine Tönn, daß sie selbst noch hoffte, derjenige werde wiederkehren, der vor mehr als einem Menschenalter in den Krieg zog, aus dem nur ganz wenige hierher wiedergekehrten. Zweifundfünfzig Jahre auf denselben Menschen hoffen, dazu gehört der Glaubensmut von tausend starken Menschen. Ich armes, schwaches Weib stand aber allein mit meinen Hoffnungen, allein mit meinen weichen Wünschen und Befürchtungen. Die Brüder und Verwandten suchten mich durch ihre große Liebe, durch ihr Mitleid, zu trösten; aber Männer verstehen d'e Frauen nicht, sie find gar zu verschiedene Geschöpfe. Wenn ich mich Freitag mittags noch so verstoßte zur Kreuz-Chauffee begab und mir ein Mann begegnete, der mich von der Ausichtslosigkeit meiner Gänge zu überzeugen suchte, so gefasch dieses so ungeschickt, daß ich mich eher gekränkt als getröstet fühlte. Anfanglich wollten mich meine Freundinnen, die Mamel oder die Wendel, begleiten, doch ich lehnte es stets ab, weil ich immer glaubte, gerade an diesem Freitag müsse mein Joseph kommen, den ich, nur von Gottes Augen allein gesehen, bewillkommen wollte. Aber sie waren doch auch Frauen und verstanden mein großes Weh. Dann starben die Weiden, sie mögen in Frieden ruhen. Ich litt lange Jahre schwer unter ihrem Heimgang. Achtzehnhundert- undvierundfünfzig starb meine Schwägerin Jeanette, eure Großmutter, die vertrauteste, letzte einzige Freundin meines Lebens. Was der Tod dieser edlen Frau für mich bedeutete, das kann nur ein Weib nachfühlen, und nur ein solches Weib, das den Schmerz des Lebens kennen gelernt hat, wie ich.

Warum aber gehe ich denn jeden Freitag-Mittag im Staud des Sommers, im Frost des Winters bei Regen und Sturm nach der Kreuz-Chauffee? Warum? Nun, ich geh' da hinaus wie andere Leute auf den guten Ort zu ihren lieben Toten gehen. Kann ich denn sein Grab aufsuchen? Weiß ich, wo sein Graben verfallen ist? Vielleicht in Rußland, aber Rußland ist weit und groß; vielleicht fiel er bei Moskau, vielleicht ertrank er in der Berezina, vielleicht starb er bei armen russischen Juden. Am ehesten glaube ich, daß er am Wachtfeuer erfroren ist, und diesen Gedanken werde ich oft monatelang nicht los. Und daran ist der Peter Müller schuld. Seine Worte: „Dann laß' ich am Wachtfeuer und guckte bis zum jüngsten Tage hinein“, lassen mich nicht los, verfolgen mich, sodaß ich immer Wachtfeuer im Schnee vor mir sehe, um welche tote Soldaten herumfüßen, mit ihren toten starren Augen hineinblickend. Dann denke ich wieder an Wäse und Bären — ein gräßlicher Gedanke! Im Winter, wenn der Schnee fällt, ist es mir, als sei ich selber in Rußland. Und das geht jetzt schon so zweifundfünfzig Jahre! Zweifundfünfzig Jahre im angstvollen Zweifel find eben so viele Ewigkeiten, Ewigkeiten der Hölle. Aber auf die Kreuz-Chauffee werd' ich auch noch ferner gehen. Dort, am Meilenstein, wo wir beisammenlagen, dort denk' ich mir schon seit Jahren, der Meilenstein sei sein Grabstein. So hab' ich mich daran gewöhnt, dahin zu gehen, weil ich ja auch dort meine glückliche Zeit verlebt habe. Hat mir Gott die Kraft gegeben, seine schweren Prüfungen zu ertragen, wird er mir auch die Kraft geben, dorthin zu gehen, wo wir einander zugeschworen haben, uns wieder-zusehen.“

„Alles, was Gott mir zugeschiedt“, so schloß die Tante, „habe ich mit Ergebung in seinem Willen getragen. Nicht eine Stunde ließ er mich schwach werden in der Liebe zu dem Manne, den Er mir gegeben und dem ich dennoch nie angehört habe. Angetraut war ich ihm, aber angehört als Weib, wie ein Weib seinem Manne nach Gottes Naturgebot angehört, habe ich ihm nicht. Ich wünschte herzlich, daß man das einst auf meine Ruhestätte schreiben mag. Und so, Ihr Kinder, wird eure alte Großtante, wenn bereinst der liebe Gott sie zu sich ruft, als jungfräuliche Braut und Frau zu Grabe getragen werden. Alles, was Gott bestimmen wird, auf den ich baue und vertraue.“

(Fortsetzung folgt.)

BELLETRISTIK.

151

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit
von Arthur Schnitzler.

Die Geschichte der Großtante war zu Ende. Sie schwieg, und wir verfielen gleichfalls in schweigendem Nachdenken. Vieles, was die alte Frau aus ihrem Gefühlsleben erzählte, war unserer kindlichen Auffassung unverständlich. Aber daß hier eine fromme Dulderin saß, die vieles erlitten und durchgelitten hatte, fühlten wir klar. Unser Empfinden war dem Versehen vorausgeeilt. Die Greisin mochte das selber fühlen, denn sie fuhr nach einer Weile, während wir wie abwartend sitzen blieben, fort: „Siebenzig Jahre habe ich überschritten; das ist nach des Psalmisten Wort das Ziel unseres Lebens und wenn's hoch kommt, achtzig. Doch was liegt da noch an ein paar Jahren? Ein hohes Alter ist selten ein Gewinn, ein früher Tod selten ein Verlust. Das zeigt mein Alter und Pepp's früher Tod. Was hätte ich verloren, wenn ich frühzeitig meinem Joseph nachgefolgt wäre? Was würde Pepp gewonnen haben, wenn sie mit ihrem Bösewicht von Mann noch viele Jahre gelebt hätte? Wir beiden haben aber alles, was wir vielleicht gesündigt haben, schon auf dieser Welt gebüßt und abgetragen. Also hoffe ich einst so sandt rein, wie es uns fehlerhaften Menschen möglich ist, vor Gottes Thron zu gelangen. Wenn ihr Kinder hört, daß Tante Treine gestorben ist, dann weinet nicht! Denket, daß sie endlich im Gan-Eden mit den Teuren wieder vereint ist, nach denen sich ihr Herz so lange gesehnt hat. Auf Träume soll man nichts geben, aber Träume sind doch eine Art Erlebnisse. Ich habe jedes Jahr vielleicht jetzt schon sechsmal geträumt, daß ich auf Sulfos durch einen dunklen Wald ging, bis es zu dämmern anfing. Je dunkler es wurde, desto angstlicher lief ich, um aus dem endlos stillen Wald zu kommen, und eine große Angst befahl mich, die meine Schritte befühlte. Plötzlich sah ich hellen Lichterglanz vor mir, den ich mit Aufbietung meiner letzten Kräfte zu erreichen suchte. Da stand ich vor einer Sulfos, deren Tür sich von selbst öffnete. Von der Dede herab hing unsere Schabbes-Campe, an der zahllose Lichter brannten. Die Sulfos war voll schöner, goldener Zierarten und wie geheimer herrlicher Früchte. Die Wände waren mit schneigweißen Tüchern behangen und mit zahllosen blühenden Sternen besetzt. Auf einem wunder-vollen vergierten Sessel saß unser Vater; die Mutter hob mit verklärtem Gesicht gerade die Hände zur Lampe empor, und ihre frommen Augen waren zur Dede gerichtet. Neben ihr stand Pepp, in ihrer überirdischen Schönheit, wie ich sie in ihrem Brautkleid einst gesehen habe. Roller Entzücken eilte ich auf die Sulfos zu, da ich im Hintergrund auch Joseph hinter Vaters Sessel stehen sah. Ich trat über die Schwelle und wollte die teuren Wesen umarmen. Sie richteten ihre Blicke auf mich und als ich jubelnd auf die mir zunächst stehende Mutter eilen wollte, da wachte ich auf.“

Wir Kinder horchten der Traumerzählung mit angehaltenem Atem, und mein Väschen rühte ängstlich noch näher zur Tante. Diese mochte jetzt auch fühlen, daß ihre Erzählung geeignet war, uns Kinder zu ängstigen. Sie lenkte daher ein und sagte, das sei allerdings ein Traum und wir sollten nicht weiter darüber nachdenken. „Jedenfalls“, begann sie nach einer Weile wieder, „hast du jetzt gehört, was eure Tante alles fast wirklich erleben mußten, und dieses Leben war an sich schon ein böser Traum. Nun wißt ihr auch, warum eure Tante „Frau Braut“ und „Ewige Braut“ genannt wurde und was die Sachen droben auf dem Speicher einst bedeutet haben. Sie bilden ein Stück Familiengeschichte eures Vaters und eures Vaters, des Hoffaktors und seiner Familie! Was ich Euch aus dieser Geschichte erzählt habe, war ein trauriges Kapitel. Möge Gott Euch, dem jüngeren Geschlecht, ein sonniges Leben zuteil werden lassen, Euch und denen, die nach Euch kommen!“

Still begann der Tag zu verglänzen. Ein warmer Luftzug drang durch das offene Fenster. Schwalben flogen dicht daran vorüber mit lautem, fröhlichem Gewitscher, in das sich das Schreien der Sperlinge mischte. In den Scheiben über dem Kelterhaus glomm der rötliche Schein der Abendsonne, welche die Wolken mit Purpur bemalt hatte. „Seht nur, Kinder“, sagte die Tante, mit dem Finger nach dem Fenster deutend, „wie schön die Abendwolken sich in den Fenstern dort spiegeln. Sie kennen einander, die Abendsonne und die Fenster, schon seit mehr als vielleicht hundert Jahren, und sie bleiben immer ein bißchen beisammen, ehe sie voneinander Abschied nehmen. Hinter diesen Scheiben haben schon der Vater, die Pepp und Jeanette auf den Hof gesehen. Ich mein', ich sehe jetzt noch Pepp's weiße Stirne mit den schönen hohen Haaren dort herausleuchten! Schaut nur, wie die Schwalben drüben ihr Nest gebaut haben. Auch sie wohnen seit Menschengedenken dort; erst die Alten, die das Nest gebaut haben, dann die Jungen, die drin geboren wurden, und so weiter fort bis auf die Vögelchen. Wer kann wissen,

wie weit sie dann von hier fortfliegen und dennoch wieder hierherfinden? Sie haben zwei Heimatländer; wir Menschen oft nicht einmal eines. Man kann noch soviel darüber nachdenken, rätselhaft bleibt alles; das ganze Leben ist ja doch ein von Rätseln umgebenes Rätsel.“

Die Greisin erhob sich und trat in den Hof. Gleich neben der Tür stand hinter dem Fenster eine niedere steinerne Pant, die tagsüber aber nicht benutzt werden konnte, weil sie beständig unter der Sonne stand. Jetzt ließ sich die Greisin darauf nieder und sofort sahen wir wieder ihre zu Füßen und blickten gleich ihr hinüber zu den halberblindeten, grünlich schimmernden kleinen Scheiben, die jetzt, wo die Sonne untergegangen war, tiefschwarz erschienen. Meire jugendliche Einbildungskraft erblickte jetzt hinter diesen Scheiben die Gesichter der Ahnen, die hier in diesem Hause seit mehr als hundert Jahren gelebt hatten. Besonders dämmte mich, ich sähe das Bild der wunderschönen Pepp und ihrer gräßlichen Freundin Hilbe von Walbrun, deren süßes Bild brinnen in Tantes Stube hing. Pepp's Antlitz trug die Züge meiner kleinen Kusine, die, wie ich beim verfluchten Hinblenden gewahren konnte, mit sunnenblauen Augen ebenfalls hinauf sah zu den ersten kleinen Fenstern. Still, feierlich und vornehm lag der Hinterbau da, garniert wie ein Bauernhaus, sondern als sei es in seiner Eigenart von Juden für Juden gebaut worden. Denn ein Stück Vorprung war ja auch eigen für die Laubhütte so gebaut worden. In meiner Betrachtung hatte das Großelternhaus jetzt eine ganz bestimmte Physiognomie, einen bewußten geistigen Ausdruck.

Wir saßen lange so ruhig, ohne zu sprechen, beisammen. Hier und dort brach sich ein Stern durch den sich verfarbenden Nachthimmel, bevor die Großtante sich erhob. Man hörte auf der Dorfgasse wieder heimkehrende Menschen. Bauernkutschen und Mädchen zogen vorüber, die von der Kirmes heimkehrten und alte Volkslieder sangen:

Schau, mein Schatz, geh nicht so weit von mir.
Im Hofgarten will ich deiner warten,
Im grünen Alee, im weißen Schnee . . .

Dann versank das Dorf wieder in tiefe, schwarze Nacht und frühere Stille.

Nemgleich die Tante versicherte, sie glaube schon selber nicht sehr an die Möglichkeit, daß ihr längst verschollener und aller Welt vergessener Mann jemals wiederkehre, so mußte dennoch in irgend einem Winkel ihres Herzens ein flüchtiges Hoffnungs glimmen, das sie alle Freitag hinaustrieb auf die Kreuzgasse. Als wir wieder einmal auf dem Wege dahin waren, blieb plötzlich Better Julius stehen und meinte: „Wozu gehen wir immer denselben Weg, Tante, du glaubst ja doch selber nicht mehr daran, daß der Onkel wiederkommt.“

Da ging ein seltsames Leuchten von ihren Augen aus und ihr Gesicht nahm einen eigentümlichen Ausdruck an. Sekundenlang blieb sie wortlos stehen, und sah merkwürdig, wie sich bestimmend, auf den Knaben herab. Dann ergriff sie von neuem die Hand des Betters und bat schmeichelnd: „Komm nur mit, mein Herzchen! Ich habe das ja gar nicht so gemeint. Und was kann man wissen? Gerade vielleicht heut! Denkt nur mal, ihr Kinderchen, wie leid das uns dann tat, nicht bagewesen zu sein!“ Sie sah die unglücklichen Knaben fester und so gingen wir schweigend den gewohnten Weg.

Die Jahreszeiten wechselten, wie seit ewigen Zeiten und die Tante ging immer noch, wenn auch nicht mehr so ruhig, wie früher, des Freitags den Weg zur Kreuzgasse. Es waren jetzt schon bald neunundfünfzig Jahre, daß ihr Mann nach Russland in den Krieg gezogen. Die Leute redeten sie nicht mehr wie seit Jahrzehnten, „ewige Braut“ oder „Frau Braut“ an. Für die nachgekommenen Generationen hatte das keinen Sinn mehr. Sie hieß im ganzen Dorf und selbst in Nachbarorten einfach Tante Treine. So grüßten sie die Juden und Bauern, selbst der Pfarrer des Dorfes, der öfters zum Großvater kam und zum Onkel, wo allein im Dorf ihm ein geistiger Gedankenaustausch zu Gebote stand. Die Tante bedeutete aber auch sonst noch viel, sehr viel für die Leute im Dorfe. Sie hatte für ihre kleinen und großen Sorgen stets Rat und Hilfe. Sie war vermögend und außerordentlich wohlthätig; kümmernte sich auch persönlich um das Schicksal der Leute, weil es ihrer Herzengüte entsprach und sie eine Familienobhut erfüllen wollte. Sie ließ sich einen ungläublichen Patriarchen, der uns jüngern Verwandten allerdings nicht recht verständlich war. Häufig sagte sie zu uns: Ihr müßt doch kein auf eure Herkunft. Ich bin eine Tochter von Löwe Partenheim, der auf dem Sanhedrin in Paris war, wohin er mit der kaiserlichen Equipage gefahren ist. Vermögend kann man erwerben, Jidus (Herkunft) aber muß man erben.

An einem sonnigen Spätherbstfreitag auf dem gewohnten Gang begriffen, begegnete ihr einmal ihr Jugendfreund Simon Pappenheim, der Dorfphilosoph. Weil er einmal auf der berühmten Färcher Sechse gelernt hatte und ein kluger, nachdenklicher Mensch war, pflegten der Schullehrer und der Pfarrer ihn zuweilen ihres Umgangs zu würdigen. Als nun Pappenheim die Großtante am Ende der Dorfstraße heraufkommen sah, blieb er vor ihr stehen, nahm seine kurze Pfeife aus dem Mund und begann: „Geh,

sag mir doch mal, Treine, ich muß so oft jetzt drüber nachdenken. Wenn's nun umgekehrt gewesen wäre. Ich mein', wenn Du nach Russland gesehnt hättest und der Joseph war hiergeblieben; glaubst Du, daß er wie Du jeden Erew Schabbes — wie lang ist's jetzt her? bestimmt schon neunundfünfzig Jahre — glaubst Du, er war jeden Erew Schabbes nach der Chaussee gegangen und hätte auf Dich gelauert (gelauert)?“

Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, antwortete sie: „Ja, jawohl, Simon, das glaube ich nicht nur, nein, das weiß ich fogar. So grenzenlos wie ich ihn, so unendlich hat er mich geliebt, und so grenzenlos liebe ich ihn auch jetzt noch bis zu dieser Stunde. Und solange mir Gott da droben wird Leben und Kraft geben, werde ich ihm entgegengehen, wie jetzt. Und gehe ich doch auch ihm jeden Freitag nahe entgegen. Warum, Simon, der Du doch auch ein Freund Josephs gewesen, willst Du Zweifel in meine Seele streuen? Ich bin weit über die Siebzig; wenn das Haupt weiß geworden, dann ist unsere Liebe nur unwandelbare Treue, die wir den geliebten Wesen bewahren. Und diese Treue will ich durch diesen einsamen Gang mir selber fundgeben. Wohl wollen die alten Knochen nicht mehr so mit, aber wenn ich zu ermüden beginne, dann denke ich an unsern schönen Befehlsengel im Morgengebet: Berach dabi al' schetechpos ahawas kelulenu. O du, mein Trauter, al' herbei, solange die Liebe waltet; al' herbei, mein Trauter, ständig wie das Aeh, mit finstem Schritt zur Stelle, wo harren dein ich sieh! Simon, Du bist doch ein Men Tora, hast denken gelernt; verleihe Du den Gang jetzt, den die im Warten und Harren ergrante Frau dem verlorengegangenen Mann weilt? Sprich denn nicht gerat: am Hof-Hofedon, wenn das Jahr von neuem beginnt, die Sifera das Hofe, das in unserer Brust lebt, in dem Posul aus: ki aso mimowes ahawo, denn stärker als der Tod ist die Liebe. Und warum, Simon,“ fuhr die Tante Treine in dorwurs-vollem Tone fort, „wilst Du jetzt noch einmal, wo ich bald mit meinem Joseph sicher wieder vereint werde, Zweifel in mein Herz streuen, mich jetzt, nach einem Menschenalter, wankend machen an der Treue meines Mannes?“

Hochaufgerichtet, wie in ihren Jugendtagen, ging die Greisin weiter, während Simon, ihr ergriffen nachblickend, stehen blieb. Kopfshüttelnd ging er dann weiter, vor sich himmelmeln: „Ki aso mimowes ahawo; es ist noch etwas dran . . .“

Am Laubhüttenfest saßen die beiden alten Geschwister in der kleinen Suda. Der Großvater rauchte einen extra feinen Jomtowatabak aus der langen Pfeife. Da begann Treine von neuem: „Sag, Marumchen, es ist doch noch am schönsten im Elternhaus. Verprieß mir eins: wenn ich mal nicht mehr bei Dir sein werde, geh zu keinem Kind, zu keinem Schwiegekind und bleib hier in unserm Vaterhaus, solange Gott Dich auf Erden läßt.“

Erkaunt hatte der Großvater zugehört und fragte dann: „Wie kommst Du grad heut auf solche Gedanken?“

„Marumchen, mein Bruder“, erwiderte die Greisin mit selten jählichem Ton in der Stimme, „hast Du nicht, seit die Memme“) tot ist, für mich gedacht, und seit wir den Etw“) verloren haben, für mich geforgt wie ein Freund, Bruder, Vater und Berater? Jetzt, wo ich weiß, daß ich früher gehen werde als Du, laß mich doch ein klein wenig für Dich denken und sorgen; nicht wahr, mein Marumchen?“

Der Bruder hörte noch nachdenklich zu, rauchte schweigend weiter, dann fragte er: „Wie kommst Du aber jetzt auf so dunkle Gedanken? Ich bin doch zehn Jahre älter als Du und wünsche nur, daß Du mir, ich aber nicht Dir in's Grab sehen soll.“ Die Tante beruhigte dann den nachzudenkenden Bruder.

Am Hofchano Nabbu war der Mendele, unser Großonkel, aus dem benachbarten Ober-Saulheim nach Partenheim zu Schul gekommen; denn dieser Fräuleinsdienst gilt an diesem Morgen für sehr wichtig. Er trank mit den Geschwistern Kaffee; als er sich zum Fortgehen ansah und gut Jomtow sagte, hielt ihn seine Schwester fest am Arm zurück und fragte ihn scherzend: „Nun? Wilst Du Deiner Schwester zu Jomtow nicht wenigstens einen Kuß geben?“ Mendele, der sonst kein sonderlich jählicher Verwandter war, sah seiner Schwester forschend ins Gesicht und fragte: „Warum siehst Du mich so merkwürdig an?“ „Du“ ich das?“ gegenfragte sie, „vielleicht, weil Du so selten herkommst, kommt Dir das so vor.“ Mendele küßte sie herzlich und die Großtante geleitete ihn bis an die Straßenecke, wo sie ihm noch lange nachsah.

Da es noch früh am Morgen war, so legte sie sich nochmals zu Bett, worüber sich der Großvater aber dennoch wunderte, weil dies gegen ihre Gewohnheit war. Dann schickte sie die Bärbel zu ihm herunter, er könne ruhig in ihrer Stube rauchen und sie könnten sich doch miteinander unterhalten.

(Schluß folgt.)



*) Kärtlicher Ausdruck für Mutter und Vater.

BELLETRISTIK.

Die ewige Braut.

Eine Erzählung aus der napoleonischen Zeit von Arthur Kahn.

(Schluß.)

Wieder saß der alte Mann gemächlich rauchend am offenen Fenster, durch das die Herbstsonne hell und erwärmend hereinschien. Sie sprachen von manchen gleichgültigen Dingen, als die Tante plötzlich begann: „Sag mal, Marum, findest du es nicht eigenartig, daß mir Juden, wenn jemand gestorben ist, mit dem man gut Freund oder auch totesind geworden ist, um Verzeihung bitten, wenn er im Dren liegt, wenn man sich ganz gut und wohl schon bei Lebzeiten hätte alles mocht¹⁾ sein können, was man sich böses getan und beiebt hat?“

Marum sah forschend seine Schwester an. Diese hatte sich im Bett aufgerichtet und fuhr fort: „Marum, ist es nicht merkwürdig, daß ich mich vorhin so schwach und müde und jetzt so frisch und gestärkt fühle? Mir ist so leicht, als hätte ich Flügel und ich könnte weit fortfliegen. Doch, um noch einmal auf unsere Rede zurückzukommen: Ist es nicht viel schöner, wenn man sich bei Lebzeiten alles von einander abküpft, was man sich vielleicht Böses getan hat? Wenn man ruht sich gegenseitig noch in die Augen sehen kann, wenn man sich noch die warme Hand drücken kann? Nicht erst, wenn eines schon tot im Sarg liegt und der Überlebende dann die Hand auf die Füße des Toten legt und, wo er doch nichts mehr hört und weiß, ihm m'chiele brat²⁾? Geb mir Antwort darauf, Marumchen.“

Mit allen Zeichen wachsender Unruhe hatte der Großvater der Schwester zugehört und dann angstvoll gefragt: „Marum, reißt du so merkwürdig, Treinlechen?“ Hochlich im Bett aufrichtend, begann die Großtante mit feierlicher Stimme: „Höre, Marumchen, mein häuslicher Cholem geht heut noch in Erfüllung. . . Ich bin am Ausgang von dem dunklen Wald, in dem mir so bange war. . . Ich seh' schon die Lichtung, wo er zu Ende geht. . . Die Greifin richtete den Blick wie in eine weite Ferne, in eine andere Welt und fuhr fort: „Marum, ich sehe schon die Erde, die ich so oft im Cholem gesehen habe. . . Die Lichter seh' ich hell brennen, der Tisch ist gedeckt, wie am heiligen Schabbos. . . alles strahlt im Glanz, wunderbar und herrlich. . . der Harle und die Frale, der Vater und die Mutter sitzen am Tisch. . . und die Lepp, oh, wie schön sieht sie doch aus. . . und ganz dahinter steht mein Joseph in seinem Chuppennast. . . wie an unserem Chasnetag. . . nun, Marum, komm an mein Bett. . . seh' mich noch einmal so lieb und gut an, wie früher, leh' noch einmal deinen Arm um mich, komm, geb mir noch einen Kuß und dann laß die Weiber ruhen.“

Schon vorher von der veränderten Stimme der Schwester beunruhigt, ließ der Greis vor Schreck die Pfeife aus der Hand fallen, daß sie klirrend am Boden in Stücke ging. Schwerfällig, mit schlottenden Knien und hochaufgestäubten Haaren, suchte er mühsam schlurfend und laut weinend aus Bett der Sterbenden zu gelangen. Zitternd umfaßte seine Hände den Nacken der Schwester und seine zuckenden Lippen bedeckten ihr erkaltenes Antlitz mit heißen Küßen und Tränen. Vöbel, die Magd, rannte laut heulend durchs Dorf, Verwandte und Freunde zusammenrufend. Rasch hatte sich das Sterbezimmer mit Frauen gefüllt, die mit verstörten Mienen ihre Blicke auf das Sterbelager richteten. Zwei der Frauen führten den verzweifelten Greis in eine Nebenkammer, wo ihn einige Männer tröstend umgaben. Aus der halb offenen Stube hörte man den röchelnden Atem der Sterbenden, sonst herrschte Totenstille. Einige Augenblicke setzte der Atem aus; da murmeln die Frauen leise: „Der Ewige ist allein Gott.“ Und so oft die Frauen gemeinsam mit gedämpfter Stimme das Ewigkeitsbekenntnis aussprachen, lächelten die Männer in der Nebenkammer es leise und andächtig nach. Dann ward es minutenlang still; diese feierliche Stille, die man nur in dem Augenblick erlebt, wenn eine Menschenseele sich von ihrer Hülle lösringt. Nur der störende, todesumhauchte Atem der Sterbenden und das bang zurückgehaltene Atmen der Lebenden war noch hörbar. Etwas Erhabenes, unaussprechbar Feierliches verklärte die Züge der Greifin, die zuweilen noch die Lippen, wie im Nachsinnen bewegte. Dann erhob sich noch ein letztesmal zu einem befreienden und erleichternden Ausatmen Tränen vom Erdenbrand erlöste Brust. Zugleich tiefen einsinkend die Frauen feierlich langsam:

„Höre Israel, der Ewige ist unser Gott, ist ewig einzig.“

Wie ein an die Ewigkeit mahnender Ruf klang es herein in die Stube, in der die Männer andächtig: Höre, Israel, misagten.

Dann herrschte wieder tiefes Schweigen. Da schrie plötzlich der Großvater: „Treinlechen, mein süß' Treinlechen!“ Ob der herzerweichende Ton noch das Ohr der Verschiedenen erreicht hatte? Unter den geschlossenen Wimpern orangen zwei dicke Tränen hervor und rollten über die ruhig gewordene Züge der Großtante. Die Frauen riefen schluchzend: „Gelobt sei der Richter der Wahrheit!“

¹⁾ verzeihen. ²⁾ Um Verzeihung bitten.

Gietelchen Pappenheim kam zuerst aus der Sterbestube, schritt ernst auf den Großvater zu, legte liebevoll ihren Arm um seine Schulter und sagte: „Marum, deine Schwester Treinle ist jetzt im lichten San-Eden. Ihr großer Schabbos hat begonnen und sie ist jetzt mit ihrem Joseph vereint, wo sie niemand mehr trennen kann. Gott tröste dich, Omen.“

Sonntags um ein Uhr wurde die Tante beigesetzt. Zuvor hatte der Pfarrer, was noch nie im Dorfe vorgekommen war, in seiner Predigt eine warme Lobrede auf die Verstorbene gehalten und sie als nachahmenswertes Muster für alle Frauen bezeichnet, wiewohl sie nicht im christlichen Glauben geboren worden sei, und deren Heimgang man noch sehr lange im Dorf schmerzhaft empfinden werde. Dann forderte er die Zuhörer auf, insgesamt der edlen Mitbürgerin die letzte Ehre zu erweisen, eine Mahnung, der die Bauern insgesamt nachkamen und mit den vielen hundert von Juden aus meilenweit entfernt liegenden Ortschaften einen nie gesehenen Kondukt bildeten.

Auf dem guten Ort zu Jagenheim befinden sich drei Leichensteine der Hauptpersonen dieser Erzählung. Einer trägt über der Inschrift zwei mit ausgebreiteten Fingern sich berührende Hände, das Symbol der Priesterwürde. Darunter ruht mein Großvater. Weiterhin trägt ein anderer Stein folgende Inschrift in den ersten und bedauerlichen Zeichen der hebräischen Schrift: Hier ruht die Jungfrau und Ehefrau Treinle, Tochter von dem Priester Löw Hirsch, die angetraut wurde dem Joseph Nachmann von Langenlonsheim, der von der Chuppe (Hochzeit) aus ist fortgezogen in den großen Krieg nach Ausland, von wannen er nach Gottes weisem Rathschluß nicht mehr zurückkehrte. Sie ist eingegangen als Jungfrau (Naaroh W'Julo) in's ewige Leben. . . . Weinet, weinet um die, die nie mehr wiederkehren.

Zwei Reichen weiter erhebt sich ein Säulenschaft aus weißem Sandstein. Über der Inschrift ist eine Kofe, die am Stengel gebrochen ist, kunstvoll ausgemittelt. Darunter steht: Hier ruht eine Jungfrau aus Israel, die schön von Gestalt und lieblich war von Ansehen. Doch noch schöner und lieblicher war die Anmut ihrer Seele, fromm im Glauben, edel in Taten der Menschenliebe. Sie ging ein ins ewige Leben im zwanzigsten Jahre ihres Lebens, am ersten Tage Nischan Hachson des Jahres Nischan Benuim³⁾. Unter diesem Säulenschaft schlummert mein Väschen der Ewigkeit entgegen.

Sowohl der Leichenstein der Großtante als auch meines Väschens tragen das gleiche Epitaphium:

Ki aso mimowes ahawo, stärker als der Tod ist die Liebe.

Der letzte Judengroichen.

Von Chefel Zwi.

Man hatte wahrlich schon lange genug in der dumpfigen und rauchigen Postkutsche wartend gestanden, da ertönte plötzlich von zwei Seiten die Postillonshörner, und kurz nach einander polterten zwei riesige gelbe Wagen in den Hof. Aus den unförmigen gelben Kasten heraus quoll die Schär der Reisenden, mit lautem Stampfen gleichsam die eigenen Glieder wendend, die während der langen Fahrt steif geworden waren.

Als das erste „Trari, tara“ erklingen war, hatte sich der große ungeflachte Mensch in dem grauen Havelock, der dicht an der Tür gestanden hatte, aufgerichtet und sich mit dem Rücken gegen die Tür gestellt. So stand er da, breitstirrig und selbstzufrieden, und kummerte sich nicht im geringsten um das erregte Leben und Treiben, das um ihn herrschte.

Da sah sich ein Handlungstreiber, der schon vorher sehr prahlend aufgetreten war, ein Herz und ging auf den Havelockmann zu.

„Wollen Sie mich gefälligst durchlassen?“

Der Mann an der Tür warf dem Sprecher einen ganz sonderbaren Blick zu; zog eine achtmal zusammengelegte Zeitung aus der Tasche, faltete sie auseinander und es sah aus, als wolle er den Prahlhans in das Kiefenpapier einwickeln. Der sagte etwas wie „Freiheit“, aber da sah ihn der Mann noch sonderbarer an, so sonderbar, daß der Handlungstreiber machte, daß er aus seiner Nähe kam.

Plötzlich faltete er schnell seine Zeitung zusammen, riß die Tür auf, stürzte auf den Wagen zu, sprang mit einem Satz in das Dunkle und fand sofort den besten Platz, ließ sich auf ihn nieder und war still und bärbeißig wie zuvor. Ihm nach drängten die andern Mitfahrenden und ein Gepäckstück fiel auf seine Knie, schon wollte er fluchen, da war eine zitternde Mädchenstimme um Verzeihung, und artig lag der Mann auf, lächelte ein wenig den Reichenhut und legte der Dame die Sachen hübsch zurecht. Schließlich hängte der Kondukteur eine Tranfuzel in den Wagen, die Türen schlugen zu, Hornsignal und Pfeitschen.

³⁾ Es war früher vielfach Brauch, das Datum einer Begebenheit durch einen auf das Ereignis passenden Spruch, besonders aus den Wälmern der Propheten, den Gebeten oder sonstwie aus der heiligen Schrift, in welchem die einzelnen Buchstaben die Jahreszahl ergaben, auszubringen. In den Worten Nischan Benuim, 25. 27. unser Herz ist gebrochen, ist die Jahreszahl 5640 enthalten.

knall, und dann rumpelte der Wagen durch die nächtlich stillen Straßen des kleinen Städtchens, in denen er ein donnerndes Echo weckte.

Es war eine ziemlich bunte Gesellschaft, die sich hier auf dem gleichen Reisewege zusammengefunden hatte. Ein Offizier irgend eines kleinen Staates in lächerlich goldstrotzender Uniform, ein paar Studenten, die ihrer alma mater zustrebten, das junge Mädchen, dem der Havelockmann höflich entgegengelaufen war, eine ältere Dame, die immer an einem Nischlächchen roch, der prahlische Handlungstreiber und ein kleines, unscheinbares Männchen, das bescheiden dicht an der Tür saß und dem man den Juden sofort ansah.

Die Unterhaltung mochte bald hin und her, wollte man sich doch die Zeit so angenehm als möglich vertreiben, die Studenten sangen mit schönen Stimmen lustige Lieder, für die sie reichen Beifall ertreten, der Offizier erzählte aufregende Kriegsgeschichten, an denen die Unwahrscheinlichkeit noch größer war, als das Gruseln, das sie hervorriefen, die Dame mit dem Nischlächchen wartete mit Gespenstergeschichten auf, und der Handlungstreiber erzählte Rüge. Die einzigen, die nicht zur Unterhaltung beizutragen, waren der große Mann im Havelock und der kleine verschüchterte Jude.

Da sprang plötzlich der Handlungstreiber von seinem Platz auf, schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn und rief:

„Meine Damen und Herren! Fast hätten wir ganz vergessen, daß wir in wenigen Stunden einen historischen Augenblick erleben werden. An der H'igen Grenze wird von dieser Post der letzte Judengroichen in Deutschland erhoben. Von 12 Uhr an bezahlt nur noch Och und Elefen, nicht aber der Jude mehr seine Kopfsteuer.“

Da ließ sich zum erstenmal der Lange vernehmen:

„Gentlemen, was is Jude-groichen?“

Nun überbot sich alles, den Fremden aufzuklären, und so erfuhr er denn, was uns kaum mehr glaublich erscheinen will, daß zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, jeder Jude, nur weil er Jude war, beim Überschreiten der Grenzen einen Zoll, „Judengroichen“ genannt, zu entrichten hatte, eine Steuer, die sonst nur für Vieh gezahlt wurde.

Beim nächsten Aufenhalt rief der Fremde den Kondukteur: „Möllen Sie sagen zu Pierdeboy, daß ich ihm uerde geben eine halbe Dollar, wenn wir sind before mid-night an die Grenze.“

Der Kondukteur führte diesen Wunsch prompt aus und mit verdoppelter Geschwindigkeit zogen die vier Gähle den Wagen fort, angetrieben von der Peitsche des Kutschers, der sich den halben Dollar nicht entgehen lassen wollte.

Endlich nahte der „historische Moment“ wirklich; kurz vor zwölf erreichte die Post die Grenzstation. Raum hielt sie, da wurden die Bagentüren aufgerissen und eine rauhe Stimme rief hinein:

„Grenzstation. Juden zahlen den Zoll!“

Gehorsam kletterte der kleine Jude ins Freie, ihm nach die gesamte Insassenschaft des Wagens, bis auf den Fremden, der zu aller Erstaunen sitzen blieb. Der Sekretär sah an einem Tisch, auf dem eine Stalllaternen brannte, hatte einen Vogen Pap'ier vor sich liegen, schnitt sich den Gänsefisch und fragte nach Namen und Wohnort des kleinen Juden.

Aber gerade als Alle andächtig lauschten, um den Namen dessen zu erfahren, der sozusagen eine geschichtliche Persönlichkeit werden sollte, erklang von der Kutsche her ein Numoren und Poltern, und plötzlich stand der lange Fremde im Kreise der Gastenden, ging auf den Postsekretär zu und sagte ruhig im besten, fließendsten Deutsch: „Gentleman, ich bin Jude, wollen Sie von mir auch den Groschen haben?“

Der Postsekretär machte ein sehr dummes Gesicht, dann lächelte er und sagte:

„Sie belieben zu scherzen, Herr. Ich nehme schon fünf Jahre den Judenzoll ein, aber solch' einem Juden bin ich dabei nie begegnet.“

Da griff der Mann in die Brusttasche, zog eine mächtige Brieftasche hervor, kramte darin und hielt dann dem Postsekretär einen Schein unter die Nase. Der besagte, daß der Besitzer Sir Samuel Moses Parker war, jüdischer Religion, Colonel der „americanguardians“ usw.

Der Beamte konnte nun nicht länger zweifeln, er mußte seine Pflicht tun, selbst auf die Gefahr hin, von diesem riesigen Juden verprügelt zu werden. Während die Umstehenden in atemlosem Staunen verharren, schlugen rings im Umkreis die Glocken die Mitternachtsstunde. Ein Saufzug rief sich aus des bedrängten Beamten Brust und mit Stentorstimme rief er in den Kreis der Nieserigen: „Im Namen des Fürsten, der Judengroschen ist von Stund' ab aufgehoben.“

„Nein,“ schrie da der Fremde, „den letzten Judengroschen wollen wir bezahlen, was Bruder?“ Und damit nahm er den kleinen Juden, der wie im Traum der ganzen Szene bisher zugeguckt hatte, bei der Hand und warf ein großes amerikanisches Goldstück mit voller Wucht auf den Tisch, daß es mit klingendem Ton auseinanderfrang. „Und merkt's Euch, ladies and gentlemen, das war der letzte Judengroschen. Ein freier amerikanischer Bürger hat ihn gezahlt, um Euch zu zeigen, daß wir Juden Brüder sind und Brüder sein wollen.“